Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 5 | Gotha, 1. März 1930 | 44. Jahrgang

Inhalt: Not [Sp. 193] — Aufruf zur Gründung eines deutschen Bibelarchivs [Sp. 194] — Einiges über und gegen den religiösen Sozialismus. Erste Hälfte [Sp. 199] — Von Lenin, dem Menschen und seinem Werk. Erste Hälfte [Sp. 203] — Die Innere Mission im kirchlichen Leben Amerikas. Erste Hälfte [Sp. 208] — Kultusminister Becker [Sp. 214] — Ein notwendiges Wort in Sachen der Theologinnen [Sp. 216] — Ist der Satz „Geboren aus Maria der Jungfrau" ein Glaubenssatz? [Sp. 220] — Grundsätzliches zum Prozeß Knote [Sp. 223] — Hugo von Hofmannsthal [Sp. 226] — Bücher und Schriften: Johannes Calvin (Hoffmann); Blumhardt und Zinzendorf (Heinsius, Marx), Unser Domherr (v Richthofen); Ueberwindung der Justizkrise (Neuendorff); Heilige Stätten der Bibel (Däubler) [Sp 230] — Vom römischen Katholizismus der Gegenwart Die Kurie und Italien [Sp. 232] — China [Sp. 237] — Wöchentliche Chronik [Sp. 240] — Verschiedenes [Sp. 242] — Versammlungskalender [Sp. 242] — Anzeigen

Not

Und er half vielen Kranken, die mit mancherlei Seuchen beladen waren, und trieb viel Teufel aus. Mark. 1, 34

In meinem Alter macht mir zu schaffen, daß wir Christen der Not nicht ganz anders Herr werden. Sie spielt in unsrer kirchlichen Gedankenwelt nicht die Rolle, die ihr gebührt. Wir reden vielleicht zu viel von Sünde und zu wenig von der Not. Ich weiß es nicht; aber vielleicht denken Etliche mit mir darüber nach.

Ich erinnere mich nicht, daß — seit ich zur Kirche gegangen bin — auf der Kanzel jemals so von Not die Rede gewesen wäre, daß ich darauf hin gar nicht anders gekonnt hätte als hingehn und helfen. (Denn die Kollekten sind dafür kein Ersatz.) Aber weiter: ich erinnere mich nicht, daß ich selber, wenn ich auf der Kanzel stand, je von Not so gepredigt hätte, daß ich wirklich ganz davon angefüllt war und meine Zuhörer es auch sein mußten. Man bog zu rasch auf das Moralische hinüber. Bei Missionsfesten innerer und äußerer Tendenz hörte man schon dergleichen; aber es war ein fahrender Platzregen.

Daß wir mit der Wohnungsnot durch all die Jahre nicht ganz anders fertig geworden sind, liegt es nicht vielleicht mit daran, daß die Christenheit im Gottesdienst nicht ganz anders von ihr ergriffen und getragen war? Wann und wie wird von der Arbeitslosigkeit gepredigt, dieser furchtbaren Pest? Viele Kirchenchristen wissen doch nur zu schelten auf die Nichtstuer, die es so haben wollen, geben kaum zu, daß Massen unter dem Hunger nach Arbeit furchtbar leiden. Fast muß man sagen: in allen Ständen leiden.

Was mich nun hier beunruhigt, ist dies. Die Predigt rührt wohl solche Dinge an. Aber sie rührt sie nur an. Ihr Stil gestattet kein Auf den Grund gehn. Würde sie das tun, so würden noch Kirchgänger wegbleiben, die heute kommen. Aber daß die, die in Not sind, nicht kommen, ist fast gut. Denn sie werden für sich wenig oder nichts nach Hause nehmen.

Ja strömt nicht Seelentrost genug von den Kanzeln? Wird nicht die Rechtfertigung des Sünders aus Gnaden eifriger gepredigt denn je? — Gewiß. Die Predigt kommt aus dem Worte Gottes. Aber wie will denn die Predigt des Wortes zu denen, die ferne sind, kommen als auf dem Wege des barmherzigen Samariters?

Ich habe wahrlich nichts gegen Sündenernst und Sündenvergebung auf der Kanzel. Aber ich habe das Gefühl: die Not, die Not müßte ganz anders mit hinauf und da oben ganz anders bekämpft werden. Ich sage ja nicht, daß ich das könnte, wenn ich noch Pastor wäre. Ich sage nur als Christ von heute, als Christ unter der Kanzel, was mir fehlt. Was unsrer Zeit not tut.

Ich stehe auch im Streit um den christlichen Aktivismus nicht einfach auf amerikanischer Seite. Gott erhalte uns unser besinnliches Wesen! Aber müssen wir nicht ohne Aufhören Ihn anflehen um den rechten Aktivismus, der die Wände bricht, die uns von der Not der Brüder trennen?

Ich klage nicht an. Ich weiß ja selbst nicht, wie ich es machen soll. Ich möchte mit beiden Beinen in die Not hineinspringen. Aber da sind eben die Mauern und Wände. Da fehlt die offne Tür, die Fühlung, das gegenseitige Verständnis. Und ich sage mir: „Etwas stimmt da nicht." „Etwas ist nicht in Ordnung." Und weil wir so gern nachdenken, wollen wir doch viel mehr, als wir tun, darüber nachdenken. Vielleicht kommt der Geist über uns. Ehe es zu spät ist. ... R

Aufruf zur Gründung eines Deutschen Bibel-Archivs

Das neuerdings durch Konrad Burdach ins Licht gerückte Problem „der nationalen Aneignung der Bibel" auf deutschem Gebiet und ihrer Rückwirkung auf die deutsche Sprache und Kultur findet wachsende Beachtung. Insbesondere haben seit Kriegsende die Arbeiten zur Erforschung der vorlutherischen Bibelverdeutschung einen erfreulichen Aufschwung genommen. Germanisten und Theologen haben beigesteuert, und auch von kunstgeschichtlicher Seite ist manche Förderung gekommen. Wilhelm Walthers großes Werk „Die Deutsche Bibelübersetzung des Mittelalters" hat sich dabei immer noch als Grundlage behauptet. Aber die Masse des seitdem neu erschlossenen Materials hat das Blickfeld ungeheuer erweitert und neue Fragen gestellt, nicht nur in bezug auf die Zusammenhänge im einzelnen, sondern auch hinsichtlich der Kreise, aus denen die verschiedenen Übertragungsversuche hervorgingen.

Angesichts der immer zunehmenden Fülle von Einzeluntersuchungen drängt sich der Zweifel auf, ob man auf diesem Wege je zum Ziele gelangen werde, zu einem Gesamtüberblick über das Werden der deutschen Bibel und ihre Bedeutung. Ist es nicht eine ungeheure Zeit- und Kraftvergeudung, wenn immer wieder von andern Interessenten, nicht selten ohne genügende Kenntnis früherer Studien und des überlieferten Materials, ein kleiner Teilausschnitt in Angriff genommen wird? — Wir meinen, es sei ein Postulat rationeller Wirtschaft im wissenschaftlichen Betriebe, daß die Forschung über die Bibelverdeutschung irgendwie zentralisiert werde.

Die gewünschte Zentralisierung soll natürlich nicht das Monopol auf diesem Gebiet für einen kleinen Kreis von Forschern bedeuten; es wird im Gegenteil einer gewaltigen Schar von Mitarbeitern bedürfen, wenn das vorschwebende Ziel jemals ganz erreicht werden soll.

Was zunächst not tut — so scheint uns — ist ein „Deutsches Bibel-Archiv", das der künftigen Forschung einen Überblick über das riesengroße überlieferte Material der Bibelverdeutschung ermöglicht. Um die Arbeit nicht ins Uferlose wachsen zu lassen, wird man sich zunächst wohl auf die vorlutherische Bibelverdeutschung beschränken und als terminus a quo etwa 1200 ansetzen müssen — in der so umgrenzten Zeit bedarf der gewaltige Stoff am dringendsten der Sammlung und Sichtung. Aber von vornherein sollte man ins Auge fassen, später über diese Grenzen vorwärts und rückwärts hinauszugehen und eine vollständige Übersicht über die Bibelverdeutschung von Wulfila oder doch den ersten althochdeutschen Anfängen an bis auf die Gegenwart anstreben.

Auf dem zunächst in Angriff zu nehmenden Gebiet gilt es, das ungeheure Material teilweise noch aufzuspüren, ganz zu inventarisieren. Es kommen nicht nur eigentliche Übersetzungen, vollständige wie Bruchstücke, handschriftlich wie gedruckt, in Betracht, sondern auch Auszüge, Lektionare, gereimte Bibelbearbeitungen und Historienbibeln. Für die letzteren ist die Arbeit im ersten Bande der „Materialien zur Bibelgeschichte" schon geleistet, für einen Teil des übrigen Stoffes durch die „Deutsche Kommission" in Berlin und im einzelnen von anderer Seite. Immerhin bleibt noch genug zu tun. Die kartothekartig einzurichtenden Zettel des Archivs müßten in jedem Falle nach Möglichkeit enthalten Angaben über

1. Signatur, Titel, Umfang, Sprache (Dialekt), Verfasser, Entstehungszeit und -ort;
2. Fundort, Überlieferung, frühere Besitzer;
3. Inhalt, Charakter;
4. Verhältnis zur Vorlage (Vulgata usw.);
5. Ausgaben, eventl. Bearbeitungen in andern Sprachen oder Dialekten;
6. Literatur und etwa im Archiv vorhandene eingehendere Beschreibung, auch photographische Reproduktionen.

Zu diesen mehr oder minder vollständigen Übertragungen oder Bearbeitungen kommt nun aber die unermeßliche Fülle der Zitate und Anspielungen (mit Quelle und Varianten!) in Predigten, Erbauungsbüchern, insbesondere auch den typologischen, geistlichen Spielen, Liedern und in der ganzen sonstigen Literatur. Unbedingt einzubeziehen ist auch die Kunst in Buchschmuck, Fresken und sonstiger Darstellung. Nicht nur die Spruchbänder und Beischriften mit ihrem Reichtum an Zitaten kommen hier in Betracht, sondern auch die bildliche Wiedergabe biblischer Motive selbst. Ein Hinweis auf die Biblia pauperum und das Speculum humanae salvationis genügt wohl, um anzudeuten, welch ein umfangreicher Stoff hier zu bewältigen ist. Es wird kaum möglich sein, das alles im Archiv selbst zu leisten durch Angestellte und Hilfskräfte (ältere Studenten); man wird das Sammeln und Exzerpieren ähnlich wie seiner Zeit beim „Thesaurus linguae Latinae" auch unter auswärtigen Mitarbeitern organisieren müssen. Alle diese Zitate, Anspielungen, Darstellungen würden dann nach verschiedenen Gesichtspunkten zusammenzustellen und zu ordnen sein, nach der Herkunft (Propheten, Psalmen, Evangelien, Briefe, Apokalypse usw.), aber auch nach dem Inhalt (biblische Personen usw.). Anfänge, aber auch nur Anfänge zur Ausführung der so erweiterten Aufgabe liegen im dritten Bande der „Materialien zur Bibelgeschichte" vor.

Gelingt es, ein solches Archiv zu schaffen, so müßten seine Sammlungen, die in der beschriebenen Art den Rahmen jeder lexikographischen oder nur katalogisierenden Anlage sprengen, mit Bestimmtheit, ganz abgesehen von der Bibelgeschichte im engeren Sinne, von umfassender Bedeutung werden für Germanisten, Historiker und Kunstforscher; und seine Auskünfte würden in Zukunft ein gewaltiges Quantum an Zeit, Kraft und Geld ersparen. Hier eröffnet sich — um nur einiges wenige hervorzuheben — die Aussicht, den Webstuhl der Sprache bei der Arbeit zu sehen und den so besonders ausgiebigen biblischen Einschlag restlos zu verfolgen, also auch in diesem Sinne der „nationalen Aneignung der Bibel" nachzugehen. Der Kunsthistoriker aber würde an einem schließlich lückenlosen und geordneten Material die mannigfaltigen Variationen in der Auffassung und Darstellung biblischer Motive studieren können.

Aber ein Archiv mit solchen Schätzen wird diese auch seinerseits nicht müßig liegen lassen, sondern auch in ihrer Ausnutzung die Führung erstreben, wenigstens auf dem zunächst in Betracht kommenden Gebiet. Es ist daran gedacht, die bisher in vier Bänden (6 Teilen) vorliegenden „Materialien zur Bibelgeschichte" in ein Zentralorgan für Publikationen zur Erforschung der mittelalterlichen Bibelverdeutschung zu verwandeln. Wenn der Riesenstoff gesammelt, gründlichst untersucht und nach Möglichkeit örtlich und zeitlich fixiert ist, erst dann kann es an ein Aufdecken der Beziehungen gehen, erst dann ist das Problem der „nationalen Aneignung der Bibel" auf deutsch-sprachlichem Gebiet zu lösen, erst dann lassen sich die wechselnden Kreise umschreiben, aus denen die Bibelverdeutschung hervorging, erst dann kann mit Anspruch und Aussicht auf bleibenden Wert eine Geschichte der vorlutherischen deutschen Bibelübertragung geschrieben werden. Bis dahin ist freilich noch ein weiter Weg. Das Göttinger Septuaginta-Unternehmen und die von Pius X. ins Leben gerufene Kommission zur Revision der Vulgata haben beide erst kürzlich nach jahrzehntelanger Kraftansammlung die ersten ausgereiften Früchte gezeitigt.

Es steht zu hoffen, daß zur Förderung eines solchen Unternehmens sich außer privaten Interessenten die verschiedensten Körperschaften zusammenfinden; nicht nur die Akademien, Gelehrten Gesellschaften, Wissenschaftlichen Stiftungen, sondern auch kirchliche Gemeinschaften der verschiedenen Konfessionen geht es an. Noch immer gilt, was vor vierzig Jahren Wilhelm Walther in seinem Vorwort schrieb, daß man hier auf einem Felde arbeitet, das „jeder mit offenem Auge und warmem Interesse durchforschen kann, mag seine religiöse Richtung sein, welche sie wolle". Zur Bestätigung genügt es, neben dem Protestanten Walther an katholische Gelehrte wie Kehrein, Jostes, Schoenbach sowie an das ganz interkonfessionelle Gebiet der Kunstgeschichte zu erinnern. Unhaltbar wäre daher auch der zu gewärtigende Einwand, es werde letztlich nur eine Folie für Luthers Werk angestrebt.

Die Aufbringung der erforderlichen Geldmittel für die laufenden Ausgaben des gewünschten Forschungsinstitutes, als Gehälter der Angestellten, Vergütungen für Erkundungsreisen, Beisteuer für das notwendige Sonderorgan zur Veröffentlichung von Voruntersuchungen und schließlich der erstrebten Gesamtdarstellung selbst, bietet in unseren Zeiten freilich die Hauptschwierigkeit. Doch müßte bei genügender moralischer Unterstützung durch die Gelehrtenwelt und energischer Betonung des ökonomischen Moments innerhalb des wissenschaftlichen Gesamtbetriebs für eine so eminent nationale Sache zunächst auch unmittelbar staatliche Subvention zu erzielen sein. Sodann aber kämen für die Finanzierung neben privaten Gönnern vor allem die genannten Körperschaften in Betracht. Wir meinen, daß bei gesichertem jährlichen Etat von 20—25 000 Reichsmark das Unternehmen in bescheidenem Umfang begonnen werden könnte.

Als Träger der projektierten Einrichtung ist eine aus Vertretern jener Körperschaften zu bildende Gesellschaft gedacht, die in jährlichen Versammlungen nach Bericht und Vorschlägen des erst noch zu wählenden Leiters des Instituts über Richtlinien und Ausführung im einzelnen würde zu bestimmen haben.

Als Sitz der geplanten Zentrale ist von verschiedenen Seiten aus idealen und praktischen Gründen Hamburg in Vorschlag gebracht worden. Von hier und durch Hamburger Mittel unterstützt, ging Wilhelm Walthers bedeutsame Vorarbeit aus. Zudem ist die Hamburger Staats- und Universitäts-Bibliothek dank der bekannten Sammlertätigkeit Johann Melchior Goezes und anderer Bibliophilen reicher als manches ähnliche Institut an handschriftlichen und Inkunabel-Schätzen auf dem hier in Betracht kommenden Gebiet. Auch stehen hier Vollmers Reiseaufzeichnungen und photographische Wiedergaben zur Verfügung. Sodann ist der namentlich für die Plenarienforschung bedeutsame Nachlaß von Paul Pietsch für Hamburg in Aussicht gestellt. Die Germanisten der Hamburger Philosophischen Fakultät haben bereits einmütig ihr warmes Interesse für das Zustandekommen des Planes bekundet und wollen unter ihren älteren Studenten durch Hinweis auf das Institut und seine Bedeutung für eifrige Mitarbeit an seinen Sammlungen werben. Eine gleiche Förderung ist aus den Kreisen der jungen Hamburger Theologen und Kunsthistoriker zu erwarten. Endlich besteht die Hoffnung, daß im Falle der sonstigen Finanzierung der Sache die Hamburger Staats- und Universitäts-Bibliothek Räume zur vorläufigen Beherbergung, Verwaltung und Nutzbarmachung der zu gewinnenden Schätze kostenlos wird bereit stellen können.

Aber die brennendste Frage ist zunächst die Beschaffung der erforderlichen Geldmittel. Ohne tatkräftigen Beistand aus dem gesamten Deutschland ist an eine Verwirklichung nicht zu denken. Aber es handelt sich ja um wichtigste „monumenta Germaniae".

Professor D. Hans Vollmer
Professor Dr. G. Wahl
Direktor der Hamburger Staats- und Universitäts-Bibliothek

Dem vorstehenden Aufruf stimmen zu:

D. O. Albrecht, Professor a. d. Univ. Halle, Mitgl. d. Staatskommiss. z. Herausgabe der Werke Martin Luthers
Dr. theol. et phil. A. Allgeier, o. ö. Professor a. d. Univ. Freiburg i. B.
Dr. jur. utr., Dr. theol. P. M. Baumgarten, Konsistorialrat, Neuötting a. Inn
D. H. Beckmann, Hauptpastor in Hamburg
Geheimrat Dr. O. Behaghel, Dr. jur. h. c. o. ö. Professor a. d. Univ. Gießen
Geh. Hofrat Dr. D. A. E. Berger, o. Professor a. d. Techn. Hochschule in Darmstadt
S. bisch. Gnaden D. W. Berning, Bischof von Osnabrück
Professor Dr. B. Beß, Erster Bibliotheksrat, Berlin
D. Dr. H. W. Beyer, o. ö. Professor a. d. Univ. Greifswald
Hofrat Professor Dr. J. Bick, Generaldirektor d. Nationalbibliothek, Wien
D. Dr. F. Böhmer, Pfarrer, Magdeburg-Cr.
Professor Dr. A. Bömer, Direktor d. Univ.-Bibl. Münster i. W.
Dr. C. Borchling, o. ö. Professor a. d. Univ. Hamburg
D. H. Bornkamm, o. ö. Professor a. d. Univ. Gießen
Dr. L. Bruhns, o. ö. Professor a. d. Univ. Leipzig
Dr C. Buchwald, Kustos am Kunstgewerbemuseum Breslau
D. Dr. G. Buchwald, Superintendent i. R., Rochlitz
D. Dr. P. O. Casel, Abtei Maria Laach
Professor Dr. E. Cassirer, Rekt. d. Univ. Hamburg, Magnifizenz
D. Dr. O. Clemen, Direktor d. Ratsschulbibliothek Zwickau i. S.
Dr. W. Cohen, Kustos d. städt. Gemäldegalerie, Düsseldorf
D. Ferd. Cohrs, Konsistorialrat u. Superint. i. R., Ilfeld a. H.
Dr. G. Dehio, Dr. theol., Dr. rer. pol., Dr. med., Dr. Ing. h. c. o. Univ.-Professor a. D., Tübingen
Prälat B. Dinkgreſe, Pastor prim., Hamburg
Geheimrat D. E. v. Dobschütz, o. ö. Professor a. d. Univ. Halle
Geheimrat D. Dr. A. Ehrhard, Prälat, o. ö. Professor a. d. Univ. Bonn
Geheimrat Dr. G. Ehrismann, o. Univ.-Professor, Heidelberg
Geheimrat Dr. D. G. Ficker, o. ö. Univ.-Professor, Kiel
D. Alb. Freitag, Pfarrer, Berlin-Charlottenburg
D. P. Glaue, Univ.-Professor, Jena
Dr. A. Götze, o. ö. Professor a. d. Univ. Gießen
D. Dr. H. Grisar S. J., o. Univ.-Professor, Innsbruck
Dr. C. Gurlitt, Dr. theol., Dr. Ing. h. c., Hochschulprofessor, Ehrenpräsid. d. Bund. deutsch. Architekten, Dresden
D. Dr. J. Hashagen, o. ö. Professor a. d. Univ. Hamburg
D. R. Hermann, o. ö. Professor a. d. Univ. Greifswald
D. Dr. H. Hermelink, o. ö. Professor a. d. Univ. Marburg i. H.
R. Hermes, Pastor d. evang.-ref. Gemeinde, Hamburg
D. Karl Horn, Hauptpastor und Eines hochw. Ministerii Senior, Hamburg
Geheimrat Professor D. L. Ihmels, Magnifizenz, Landesbischof der evang.-luth. Landeskirche von Sachsen, Dresden
Dr. M. H. Jellinek, o. ö. Professor a. d. Univ. Wien
Dr. Pekka Katara, Helsingfors
Geheimrat Professor Dr. Fr. Kauffmann, Kiel
Geheimrat Dr. Dr. Ing. h. c. R. Kautzsch, o. ö. Professor a. d. Univ. Frankfurt a. M.
Geh. Oberregierungsrat Professor Dr. P. Kehr, Generaldirektor der Staatsarchive, Vorsitzender d. Zentraldirektion der Monumenta Germaniae
Dr. H. Kehrer, Univ. Professor, München
Dr. F. Keutgen, o. ö. Professor a. d. Univ. Hamburg
Hauptpastor D. Th. Knolle, Hamburg
D. Dr. W. Köhler, o. ö. Professor a. d. Univ. Heidelberg
Professor Dr. W. Köhler, Direktor d. staatl. Kunstsammlungen, Weimar
Geh. Hofrat Dr. C. von Kraus, o. ö. Professor a. d. Univ. München
Geheimrat Professor Dr. Dr. rer. pol. h. c. H. Krüß, Generaldirektor der Preuß. Staatsbibliothek, Berlin
Geheimrat Professor Dr. M. Lehrs, Direktor des Kupferstichkabinetts a. D., Dresden
Dr. Agathe Lasch, Univ.-Professor, Hamburg
Dr. P. Lehmann, o. ö. Professor a. d. Univ. München
Geheimrat Dr. G. Leidinger, Univ.-Professor, Direktor der Staatsbibliothek München
Geheimrat Professor Dr. Lenz, Berlin
Dr. M. Lewels, Hamburg
Dr. Fr. v. der Leyen, o. ö. Professor a. d. Univ. Köln
D. Hans Lietzmann, o. ö. Professor a. d. Univ. Berlin
Professor Dr. Lic. theol. h. c. W. Lüdtke, Bibliotheksrat a. d. Staats- und Univ.-Bibliothek, Hamburg
Univ.-Professor Dr. Fr. Maurer, Gießen
Bürgermeister D. Dr. W. v. Melle, Ehrenrektor der Hamburger Universität, Magnifizenz
Univ.-Professor Dr. O. Mensing, Kiel
Geheimrat Professor Dr. D. Dr. iur. h. c. Dr. of Letters Ed. Meyer, o. ö. Professor a. d. Univ. Berlin
Studienrat L. Musiol, Bergedorf
Pastor J. Nagel, Hamburg
Dr. H. Naumann, o. ö. Professor a. d. Univ. Frankfurt a. M.
Dr. H. Nirrnheim, Direktor des Staatsarchivs, Hamburg
Dr. E. Panofsky, o. ö. Professor a. d. Univ. Hamburg
Dr. J. Petersen, o. ö. Professor a. d. Univ. Berlin, Präs. d. Goethe-Gesellschaft
Dr. R. Petsch, o. ö. Professor a. d. Univ. Hamburg
Professor Dr. O. Pniower, Berlin
Dr. R. Priebsch, o. Professor a. d. Univ. London
D. M. Rade, o. Univ.-Professor, Marburg
Professor Dr. E. von Rath, Direktor der Univ.-Bibliothek, Bonn
Kirchenrat D. Ad. Risch, Landau
Dr. G. Rosenhagen, Univ.-Professor Hamburg
D. Dr. S. Schöffel, Synodalpräsident, Hamburg
Professor Dr. A. Schramm, Direktor d. Deutsch. Buchmuseums, Leipzig
D. Dr. G. Schreiber, o. ö. Professor a. d. Univ. Münster, Prälat, M. d. R.
Professor Dr. W. L. Schreiber, Potsdam
Bürgermeister D. Dr. C. A. Schröder, Hamburg
Geheimrat Dr. E. Schröder, o. Univ.-Professor, Göttingen
D. E. Seeberg, o. ö. Professor a. d. Univ. Berlin
Geheimrat Professor D. Dr. iur., med., phil. h. c. R. Seeberg, Berlin
Dr. S. Singer, o. Professor a. d. Univ. Bern
Dr. W. Stammler, o. ö. Professor a. d. Univ. Greifswald
Geheimrat D. Dr. Ph. Strauch, o. Univ.-Professor, Halle
Hofrat Dr. J. Strzygowski, o. ö. Univ.-Professor, Wien
D. Dr. K. Völker, o. ö. Professor a. d. Univ. Wien
Professor Dr. Fr. Winkler, Berlin
Geheimrat Professor Dr. phil. et iur., Dr. Ing. h. c. K. Woermann, Dresden
Dr. A. v. Wrochem, Regierungsdirektor und beauftr. Dozent a. d. Univ. Hamburg
Dr. W. Wiesemer, o. ö. Professor a. d. Univ. Königsberg i. Pr.
D. L. Zscharnack, o. ö. Professor a. d. Univ. Königsberg i. Pr.

*

Die Verhandlungen mit den für die Finanzierung des Unternehmens in Betracht kommenden Behörden, Körperschaften und Gesellschaften sind aufgenommen. Bei der heutigen Finanzlage aber ist schon jetzt mit Bestimmtheit zu sagen, daß ohne tatkräftige Beihilfe von privater Seite der große Plan nicht wird verwirklicht werden können.

Alle, die mit uns von der Notwendigkeit und Bedeutung des Unternehmens überzeugt sind, werden deshalb

gebeten, in ihren Kreisen um pekuniäre Förderung der Sache energisch zu werben.

Beiträge werden erbeten an die Sparkasse von 1827 in Hamburg Girokonto 80/619 Professor D. Hans Vollmer unter „Deutsches Bibel-Archiv".

Sorgfältige Quittung und Abrechnung wird in der ersten Publikation unserer Gründung erfolgen.

Hamburg Hans Vollmer

Einiges über und gegen den religiösen Sozialismus

1

Die Bewegungen derer, die aus den Gedanken der Bergpredigt eine sozialistische oder kommunistische Gesellschaftsordnung glauben ableiten zu müssen, sind fast so alt wie das Christentum selbst. Wieweit die Liebesgemeinschaft der Urgemeinde als Kommunismus angesprochen werden kann, mag freilich zweifelhaft sein; eine sozialistische Produktionsgemeinschaft war sie keinesfalls, anscheinend ein gewisser Ausgleich in den Besitzverschiedenheiten an Verbrauchsgütern. Dagegen haben die christlichen Sekten des Mittelalters und der Neuzeit, die Lollharden und Begharden, die Wiedertäufer, die Leveller, vom Evangelium aus die Gleichheit der Güterverteilung gefordert. Immer, wenn die verfaßten Kirchen die bestehende Ordnung der Besitzverteilung, die vorhandenen Standesunterschiede und Abhängigkeiten gerechtfertigt und verklärt hatten, brach nach einiger Zeit aus der Unruhe des Gewissens von Menschen, die die Not, die Dürftigkeit, den Druck von Nebenmenschen als dem Liebesgebote des Evangeliums zuwiderlaufend empfanden, die Forderung einer völligen Umgestaltung der vorhandenen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung im Sinne der Gleichheit der Güterverteilung hervor.

Auch das 19. Jahrhundert hallt wider von solchen Bestrebungen. Auf katholischer Seite fordert Lamennais in glühenden Worten den Sozialismus. Auf evangelischer Seite kommt die jüngere christlich-soziale Bewegung bei uns in Deutschland Mitte der neunziger Jahre zu ähnlichen Forderungen. Es wäre für neuere Bestrebungen dieser Art nicht wertlos, einmal den Gründen nachzugehen, warum diese von so beträchtlichen Führerpersönlichkeiten geleitete Bewegung nach so kurzer Zeit zusammengebrochen ist.

Mehr als 20 Jahre dauert es, bis sich wiederum eine christlich-sozialistische Bewegung heraus bildet, zuerst auf evangelischem, dann auf katholischem Boden. Es ist hier nicht der Platz, den Gründen für das Wiederaufbrechen einer solchen Bewegung nachzugehen. Sicherlich sind es nicht nur wirtschaftliche Ursachen, die Verschärfung der sozialen Not auf der einen, das Wiedererstarken des Kapitalismus auf der anderen Seite; die Verstärkung der suggestiven Kraft der sozialistischen Kulturbetrachtung und ihr Eindringen in ihr bisher verschlossene Geistesströmungen hat aber sicherlich einen beträchtlichen Anteil daran. Es kann auch hier nicht die Aufgabe sein, allen Strömungen nachzugehen, die man im weitesten Sinne unter „religiösem Sozialismus" begreifen kann, etwa auch der „Religiös-Sozialen". Vielmehr soll an dieser Stelle zunächst nur von den beiden Richtungen innerhalb des religiösen Sozialismus die Rede sein, die sich um zwei neue Zeitschriften gruppieren: der „Zeitschrift für Religion und Sozialismus" auf evangelischer, dem „Roten Blatt der katholischen Sozialisten" auf katholischer Seite*).

*) Zeitschrift für Religion und Sozialismus. Herausgegeben für den Bund der Religiösen Sozialisten Deutschlands von Professor D. Georg Wünsch. Verlag der Religiösen Sozialisten in Karlsruhe-Rüppur. 6 M. das Jahr. — Das Rote Blatt der katholischen Sozialisten. Herausgegeben von Heinrich Mertens in Köln. Verlag der religiösen Sozialisten, Mannheim. 6 M. das Jahr. D H

2

Zunächst von der evangelischen Seite. Es gilt das Wesentliche aus dem Gedankenkreis der Richtung herauszuarbeiten. Ganz leicht ist das nicht, weil die Bewegung, wie sie selbst bekundet, eine werdende ist und weil ihre Vertreter nicht in allen grundsätzlichen Fragen übereinstimmen. Immerhin ist ein großes gemeinsames Gut vorhanden. Nimmt man die Aufsätze von Wünsch, Ragaz, Eckert und Fuchs in der ersten Nummer der evangelischen Zeitschrift zusammen — und die späteren Nummern ergeben keinen wesentlich anderen Grundton — so ergibt sich etwa folgendes Bild:

1. Die bestehende kapitalistische Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung mit ihrem Gewinnstreben, ihren Besitzunterschieden, ihrer Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, ihren furchtbaren sozialen Notzuständen ist dem Evangelium zuwider.

2. Die Ersetzung dieser Wirtschaftsordnung durch eine auf gemeinwirtschaftlicher Basis beruhende, durch Vergesellschaftung der Produktionsmittel vermag die Schäden des kapitalistischen Systems aufzuheben; das Eintreten für diese sozialistische Wirtschaftsordnung ist darum Pflicht des Christen, der es ernst nimmt mit dem Liebesgedanken des Evangeliums; sie führt der Verwirklichung des Reichsgottesgedankens näher.

3. Abgelehnt wird aller utopische Sozialismus, wie er in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu Tage trat, der da glaubte, aus dem menschlichen Gehirn mit den Mitteln verstandesmäßiger Überlegung ein neues Gesellschaftsgebäude zurechtzimmern zu können. Man sieht vielmehr ganz in Anlehnung an Karl Marx in der sozialistischen Bewegung, ihren Zielen, ihren Kampfformen, ihrem geistigen Gehalt, ja in der Bewegung des religiösen Sozialismus selbst, schicksalhaftes Geschehen, an dem das Wollen des Einzelmenschen, ja selbst vieler Einzelmenschen im Grund nichts zu ändern vermag.

4. Man will darum auch keine besondere Art Sozialismus sein, keine besonderen Ziele setzen und keine besonderen Forderungen in der sozialistischen Bewegung aufstellen; all das hält man für festliegend; man will vielmehr der sozialistischen Bewegung und Entwicklung nur eine besondere Begründung geben, eben die religiöse, die aber keineswegs die einzige sein soll, die man ihr geben kann, neben der vielmehr die rein geschichtsmaterialistische gleichberechtigt bleibt.

Zu dieser Grundposition tritt dann eine scharfe Ablehnung der bisherigen Mentalität der Kirche und der bisherigen Art der Verkündigung des Evangeliums. Man hält die bestehenden Kirchen soziologisch gebunden an den veralteten feudalen oder bürgerlichen Patriarchalismus (Wünsch); man findet die in der Predigt behandelten Fragen weltfremd und doktrinär unlebendig und nicht aus dem geistigen Fragenkreis des heutigen Arbeiters und Gebildeten heraus gewachsen (Wünsch). dem modernen profanen Leben sei eine Sinnbeziehung auf Gott verloren gegangen, und infolgedessen sei auch der Sonntag sinnentleert (Kappes). Gefordert wird zur Änderung dieser Erscheinungen eine Mobilisierung der in der Kirche befindlichen Sozialisten zur Beteiligung an der organisatorisch-kirchenpolitischen Arbeit — also offenbar eine Eroberung der Macht in den Kirchenverwaltungen — und ein Versuch, die Kirchen zur sachlichen, durch kleinbürgerliche Lieblingsmeinungen ungetrübten Auffassung der gesellschaftlichen Probleme zu bewegen (Wünsch), auch die Gestaltung von Sondergottesdiensten, die der Mentalität der sozialistischen Bewegung gerecht werden, für das kirchenentfremdete sozialistische Proletariat (Kappes).

3

Eine weitgehende Geistesverwandtschaft mit der evangelischen Zeitschrift weist die katholische Zeitschrift auf. Auch hier Ablehnung des Kapitalismus als der wider-

christlichen Wirtschaftsform, auch hier Hinstellung einer sozialistischen Wirtschaftsweise als der dem Evangelium gemäßen Lebensform, auch hier Ablehnung jedes utopistischen Sozialismus und ein Sichhineinstellenwollen in ein schicksalhaftes Geschehen, ein Sichbetrachten als ein Teil der allgemeinen sozialistischen Bewegung, an deren Forderungen und an deren Kampfformen man nicht rüttelt.

Und doch wieder etwas Anderes! Die Frage der Vereinbarkeit des marxistischen Gedankengebäudes mit katholischer Lebensauffassung wird doch, wenn man zwischen den Zeilen liest, als viel stärkere Sorge empfunden wie auf evangelischer Seite die Vereinbarkeit des Marxismus mit evangelischer Lehre; die Kirche faßt man viel vorsichtiger an als in der evangelischen Zeitschrift; eine Reform des Gottesdienstes, zugeschnitten auf proletarische Bedürfnisse, ist natürlich auf katholischem Boden, wo diese Dinge fertig und gebunden dastehen, ausgeschlossen. Und während in der evangelischen Zeitschrift im wesentlichen Theologen das Wort ergreifen, sind es auf katholischer Seite wohl nur Laien, die mit Namen zu Wort kommen; Kapläne und Pfarrer melden sich nur zögernd und mit aller Zurückhaltung an.

In Einem freilich ist wieder eine Ähnlichkeit da: etwas Drängendes, Gärendes, in vielem Unabgeschlossenes und Ungeklärtes, auch Unklares tritt in beiden Richtungen zu Tage.

4

Wer eine Richtung, der er nicht selbst angehört, würdigen will, muß alles Kritisieren von oben und von außen unterlassen, muß versuchen, den tieferen Quellen nachzuspüren, aus denen sie erfließt. Auch wer nicht ohne Weiteres geneigt ist, jedem neuen geschichtlichen Gebilde ehrfürchtige Reverenz zu erweisen und in jedem Wellengekräusel eine große Offenbarung Gottes zu sehen — nicht jedes schicksalhafte Geschehen braucht als unabwendbar hingenommen zu werden, es kann auch als schadenbringend bekämpft und in andere Bahnen gelenkt werden — wird doch des Glaubens leben müssen, daß eine Bewegung, der viele Tausende anhängen, nicht einfach ein launenhafter Einfall von Eigenbrödlern oder Toren, eine Erscheinung des Zufalls oder Augenblicks sein kann.

So ist auch der religiöse Sozialismus aus tieferen Ursachen hervorgebrochen, denen ernsteste Aufmerksamkeit zugewendet werden muß. Die eine ist der tiefe Widerspruch des kapitalistischen Wirtschaftssystems als eines auf den Kräften des Eigennutzes aufgebauten Systems mit dem Liebesgedanken des Evangeliums, das Selbstentäußerung, Hingabe und Opfer fordert. Die andere ist die weithin vorhandene Verflochtenheit der Kirchenmänner mit den „besseren" Ständen, die vielfach verbreitete Ungegenständlichkeit der evangelischen Verkündigung, welche der Berührung mit den brennenden Lebensfragen ausweicht und den Nöten der kleinen Leute nicht das rechte Verständnis entgegenbringt. Muß darum nicht das herrschende Wirtschaftssystem als eine Einrichtung der Sünde von jedem ernsten Christen bekämpft werden? Muß nicht der Versuch der Arbeiter „nach Eroberung" der Kirche begrüßt werden? Gibt es überhaupt für einen ehrlichen und ernsten Christen, dem nicht die „Behütetheit seines Daseins" (Fuchs) Lebensziel ist, einen anderen Ausweg als in den Sozialismus hinein?

5

Von allen Angriffen der religiösen Sozialisten ist der gegen die Widerchristlichkeit des kapitalistischen Systems weitaus der ernsteste. Es muß unumwunden zugegeben werden, daß ein aus den Kräften des Eigennutzes lebendes System ein Reich der Sünde darstellt und dem Liebesgedanken der Bergpredigt schnurstracks widerstreitet. Diese Grundschäden des Systems bleiben auch noch dann, wenn wir gewisse Vorteile des Systems, wie seine produktionstechnische Überlegenheit, von der noch in anderem Zusammenhang die Rede sein wird, und gewisse Begleiterscheinungen, die nichts Unchristliches an sich haben, wie die Freude an der Gestaltung, am Erfolg, die Auslösung von Energien bei der Produktionsleitung ruhig anerkennen. Es handelt sich ja nicht bloß um die widerchristlichen Motive, aus denen das System lebt, sondern auch um seine sittlichen Auswirkungen, die mindestens ebenso sehr christlichen Idealen widerstreiten: die Ungeheuerlichkeit der Besitzgegensätze, die Massennotstände, die mit den Wirtschaftskrisen, mit der Arbeitslosigkeit verbunden sind, die Mechanisierung des Lebens, die Unrast und Hast des Daseins, die widerstandslose Verflechtung des Einzelnen in die Dämonie des Wirtschaftslebens. Alle Versuche, die innere Vereinbarkeit der Grundkräfte des kapitalistischen Systems mit christlichen Grundwahrheiten zu beweisen, gehen fehl. Naumann hat diese Unvereinbarkeit klar gesehen; aber wenn er dann in voller Hochschätzung der Werte des kapitalistischen Systems angesichts dieser Unvereinbarkeit zu dem Schluß kommt, es gebe Dinge, die sich einer christlichen Regelung entziehen, so wird diese Flucht in die Eigengesetzlichkeit als unbefriedigender Ausweg von denen empfunden werden, die den Verzicht auf Anlegung sittlicher Maßstäbe bei irgendeinem Gebiet menschlicher Wirksamkeit als innere Unmöglichkeit erkennen. Aber ist mit dem Zugeständnis von der Widerchristlichkeit der Grundkräfte des kapitalistischen Systems auch schon die Entscheidung für das sozialistische Wirtschaftssystem gefallen?

6

Es ist ein System, eine Institution, von dem der Sozialismus die sittliche Umformung und Höherentwicklung der Menschheit erwartet. Durch einen Akt der Gesetzgebung soll eine gemeinwirtschaftliche Regelung der Produktion getroffen werden, die Allen eine anständige Lebensführung verheißt. Man hofft mit der Entgiftung des Produktionsprozesses durch Ausmerzung des Motivs der Gewinnsucht, mit der Austilgung der materiellen Not vermöge der reichlicheren und gleichmäßigeren Güterverteilung den fortwährenden Anreiz zur Sünde, den das herrschende System bietet, die occasio proxima peccandi zu beseitigen und so einen sonnigen und friedlichen Weg der Menschheitsentwicklung vorzubereiten.

Es ist der Weg von außen nach innen, auf den hier so große Hoffnungen gesetzt werden. Ist das noch die christliche Linie? Wenn man an den Kampf denkt, den Jesus und Paulus gegen das Gesetz, Luther gegen das Vertrauen auf die guten Werke geführt haben, mag man Zweifel haben, ob die Veränderung einer Sache, nämlich einer Institution, der Erlösung zuführt, uns dem Gottesreich näher bringt. Aber man mag einwenden: Jesus und Paulus und auch noch Luther lebten in der Welt der kleinen Einzelwirtschaften, die noch Spielraum läßt für Entscheidungen der Einzelpersönlichkeit, und sahen noch nicht die Auswirkungen der überpersönlichen massenmäßigen Zusammenballungen, die dem Einzelnen jede individuelle Freiheit und Entscheidungsmöglichkeit nehmen, ihn mit dämonischer Kraft in ihren Bann zwingen. Und kann denn nicht unter Umständen eine unpersönliche Institution hundertfältig mehr Nutzen stiften als edelstes Bemühen zahlreicher Einzelner? Man denke an die deutsche Sozialversicherung, die etwa 20 Millionen Menschen im Falle der Verdienstlosigkeit versorgt und nahezu 5 Milliarden Mark jährlich ausschüttet. Wer wollte den großen Segen missen, den eine Institution ausüben kann, ausgeübt hat? Auch ausüben muß?

Es steht ihr nicht an der Stirn geschrieben, wie sie sich auswirken muß. Auch die uneigennützigsten Absichten bei ihrer Gründung, auch die technisch vollkommenste Organisation bei ihrer Durchführung, auch die hochtönendsten Namen, mit denen sie firmieren, garantieren noch nicht den beabsichtigten Erfolg. Institutionen werden immer von Menschen getragen und geleitet; von ihrer Eigenart,

ihrem sittlichen oder unsittlichen Wollen wird es abhängen, ob Aufschrift und Inhalt und Ausführung einander entsprechen. Inhalt und Ausführung sind aber das Entscheidende, nicht die Fassade. Das gilt auch für die Ordnung des Wirtschaftslebens nach sozialistischen Grundsätzen.

Frankfurt a. M. Ernst Cahn

(Schluß folgt)

Von Lenin, dem Menschen und seinem Werk

Vortrag, gehalten bei der Marburger Sozialistischen Studentenschaft

1. Lebensgang — 2. Der Mensch — 3. Das Werk — 4. Schlußfolgerungen

Ich habe absichtlich formuliert: „Von Lenin, dem Menschen und seinem Werk." Damit ist angedeutet, daß der Gegenstand meines Vortrages zu umfassend, zu wenig erforscht, daß er uns zeitlich noch zu nahe ist, als daß ich beanspruchen dürfte, mehr als Fragmentarisches zu geben. Ich glaube allerdings, daß auch Fragmente hier etwas bedeuten.

Ich nehme weiter an, daß eine vielleicht nicht geringe Anzahl Hörer unter uns sind, die von dem Gegenstand, um den es hier geht, nur ein vages Bild haben. Man weiß ja vielfach von recht wichtigen Dingen und Ereignissen der Gegenwart und der näheren Vergangenheit nur das, was man so zufällig in den Zeitungen oder Zeitschriften liest. Dabei steht es, was Lenin betrifft, meistens so, daß er und sein Werk entweder in die Hölle verdammt oder in den Himmel emporgehoben wird.

Ich betrachte es als meine Aufgabe, ein wenig zu helfen, daß wir merken: es ragt in Lenin und in dem, was er schuf, in unsere Wirklichkeit Etwas herein, das uns nahe angeht, das uns fragt, prüft, warnt, vielleicht auch uns gibt.

Zum unmittelbar Fühlbarmachen dessen, daß Lenin irgendwie etwas ganz Gewaltiges in unserer Zeit bedeutet, seien gleich hier einige Wertungen seiner Persönlichkeit wiedergegeben, die keinen einigermaßen zum Hören Bereiten gleichgültig lassen können.

In einem aus vielen nach Lenins Tode geschriebenen Arbeiterbriefen heißt es:

Die Sonne ist finster geworden, ein Stern ist gefallen.

Soldaten der Kaiserlichen Armee, wer von euch in den Schützengräben war, — erinnert euch, was die Welt für euch damals war! Eure flehenden Blicke richteten sich verzweifelt zum Himmel — aber vom Himmel regnete es nur Geschosse zur Antwort. Umsonst waren eure Gebete!

Da ging durch Wälder und Felder, zwischen den Leichnamen und Verwundeten der Ruf: Lenin! —

— sein Ruf drang tief in jedes blutende Soldatenherz. Wir folgten ihm. Für seine Parolen gab man gerne sein Leben hin. Man starb mit Freuden, Niemand dachte an sich. ...

Das, was er versprochen, ist eingetreten, roter Mohn blühte auf. An Stelle der Verzweiflung trat Freude. Hunger und Verfall sind überwunden. ...

Heute sieht es dunkel in jedem Herzen aus. Der Stern ist gefallen. Moskau, Rußland, der Bund der Republiken sind in Trauer gehüllt. Die Sonne hat sich verfinstert.

Der große Lenin ist nicht mehr unter uns[1]).

Romain Rolland nennt Lenin den „größten Mann der Tat in unserem Jahrhundert und zugleich den selbstlosesten"[2]).

Maxim Gorki urteilt: „Lenins Leben war so, daß wenn wir in einer religiösen Zeit lebten, man ihn unter die Heiligen versetzt haben würde." Und derselbe bei seiner Rückkehr nach Rußland, Anfang 1928, vor dem im großen Kaiserlichen Theater in Moskau versammelten Proletariat:

Augenblicklich sitzen hier 2½ Tausend Baumeister des neuen Lebens und der neuen Kultur. ... Das ist viel wert, dafür mußte man aber auch teuer bezahlen. Aber dennoch ist es noch viel mehr wert, als man dafür bezahlen mußte. ... Ich erkenne diese Stadt nicht mehr. Ich kenne alle ihre Häuser, aber ich sehe andere Menschen. Das sind junge, zuversichtliche und satte Menschen. Jener verfluchte Gegensatz zwischen einem sinnlosen und abscheulichen Luxus, wie ich ihn im Westen sehe, und jenen in Lumpen gekleideten Existenzen, wie man sie dort neben dem Luxus findet — das gibt es hier nicht. ...

Ich war heute zu Besuch bei Wladimir Iljitsch[3]). Diesen Menschen habe ich geliebt wie niemanden anders und habe seine Achtung genossen. ... Der Besuch im Mausoleum Lenins hat mich tief erschüttert. Ich kann darüber nicht ruhig reden.

Aber nachdem fuhr ich in das Marx-Engels-Institut. Und als ich dort eure gigantische Arbeit sah, merkte ich zu meiner Schande, daß jene tiefe Erschütterung, die ich vor einigen Minuten im Mausoleum erlebt hatte, zu weichen begann. Und warum? Darum, weil ihr eine tiefschöpferische, den Menschen sättigende Atmosphäre geschaffen habt[4]). ...

1. Lenins Lebensgang

Lenin ist geboren am 23. April 1870 in Simbirsk, jetzt Leninsk, einem kleinen Städtchen an der Wolga, südlich Kasan, und gestorben am 21. Januar 1924. Sein Vater gehörte dem unvermögenden Adel an und bekleidete das Amt eines „Provinzialschulrates". Früh ist der junge Lenin innerlich geöffnet für die Tatsache, daß in unserer Welt die Schwachen unterdrückt werden. Schon den Schüler Wladimir Iljitsch führt sein älterer Bruder Alexander in die Schriften von Karl Marx ein. Das einschneidendste Erlebnis seiner Jugend ist die Verhaftung und Hinrichtung dieses Bruders auf Grund seines mißglückten Attentates auf den Zaren Alexander III. im Jahre 1887. Ekel vor dem Bürgertum packt ihn, als Niemand die Mutter des verhafteten Alexander auf ihrer Fahrt zu dem todgeweihten Sohn nach Moskau zu begleiten den Mut findet. Der Vater war im vorangegangenen Jahre gestorben.

General Schebekoff, der die Untersuchung in Sachen des Attentates Alexander Iljitschs geführt hatte, berichtete an Alexander III.: „Die Terroristen haben nun keine Organisation mehr. Die Letzten zum Unheil Entschlossenen sind nunmehr mit Alexander Uljanow gescheitert. Binnen Kurzem wird Rußland das einzige Land sein in Europa, das keine Stätte hat für den Sozialismus, das ohne Platz ist für die Revolution." In dem siebzehnjährigen Wladimir Iljitsch aber ist der Ruf zur Revolutionierung der Arbeiterschaft erwacht. Das Attentat von 1887 erscheint als Schlußstein der individual-terroristischen Versuche zur Befreiung Rußlands.

Kurz nach Beginn des Studiums der Rechte in Kasan wird Wladimir wegen politischer Umtriebe von der Universität ausgeschlossen. In provinzieller Zurückgezogenheit studiert er die Vernichtung von Bauernexistenzen, die Agrarfrage, liest Marxens „Kapital" und wird von dem allen sowie von der Hungersnot und Choleraepidemie im Jahre 1891 völlig gefangen genommen.

Mächtig erstarkt in ihm der Drang zur Befreiung der Unterdrückten. In und außerhalb Rußlands arbeitet er an der Weckung und Stärkung des revolutionären proletarischen Klassenbewußtseins. Außerhalb Rußlands ist es die sozialistische Bewegung in Deutschland, die einen tiefen Eindruck auf ihn macht. In Rußland ist er emsig bemüht, durch intensive Pflege persönlicher Berührung mit der Arbeiterschaft deren Lage in Fabriken und Werkstätten zu erforschen. An vielen Orten ruft er in der Stille tätige Vereinigungen zum Kampf für die Befreiung des Proletariats ins Leben. Denn es gilt nicht mehr die individual-terroristische Methode des Befreiungskampfes: eine Massenbewegung muß werden, eine revolutionäre Klassenpartei, die gegen Zarismus und Bourgeoisie gerichtet ist. Diesem Ziel dient auch die Herbeiführung größerer Streiks, u. a. die des Textilarbeiterstreiks von 1890, in den 40 000 Arbeiter eintreten.

[1]) G. Sinowjew, Lenin. Verlag für Literatur und Politik, Wien 1924, S. 50.

[2]) Die Tat, vom September 1927, S. 464.

[3]) D. i. Lenin. Wer hat, wenn er in russischen Büchern las, noch nicht die Unbequemlichkeit empfunden, daß russische Personen mehr als einen Namen haben? D H

[4]) Sozialistische Republik, Köln, 9. Juni 1928.

Mehrere Male wird Lenin in den neunziger Jahren nach Sibirien verbannt.

Schriftstellerisch beginnt er seine Arbeit mit kleineren Schriften, Flugblättern und Ähnlichem, die sich mit einfachsten Dingen beschäftigen, mit der Behandlung der Arbeiter und Arbeiterinnen durch die Ingenieure, Lieferung von Teewasser in die Fabriken, mit der Arbeitsdauer, Straf- und sonstigen Abzügen vom Lohn usw. Er selbst vervielfältigte diese Flugblätter auf dem Hektographen. Erst im Gefängnis in Sibirien kommt er dazu, größere Arbeiten zu schreiben. In der, erst vor einigen Jahren weiteren Kreisen bekannt gewordenen Schrift „Freunde des Volkes" prophezeit er im Jahre 1895 den fortschrittlichen Vertretern der russischen Arbeiterklasse, daß sie, nachdem sie sich die Ideen des wissenschaftlichen Sozialismus angeeignet haben und gefestigtere Organisationen entstanden sein würden, an der Spitze aller demokratischen Elemente den Absolutismus stürzen und das russische Proletariat (neben dem Proletariat aller Länder) auf geradem Wege eines offenen politischen Kampfes „zur sieghaften kommunistischen Revolution führen werden" [5]). 1894 hatte er „Die Entwicklung des Kapitalismus in Rußland" legal in Rußland veröffentlichen lassen, d. h. mit vielen Verschweigungen ihm wichtiger Tatsachen und Erkenntnisse. 1896 erscheint von ihm im Ausland, also in weit offener Sprache: „Die Aufgaben der russischen Sozialdemokratie". 1899, nachdem er wiederum drei Jahre in der sibirischen Verbannung zugebracht hat, hält er mit im Ganzen zehn Mann eine erste illegale Parteikonferenz in Pskow, am Peipussee. Es wird die revolutionäre Arbeiterzeitung „Der Funke" (Iskra) gegründet. In einer der ersten Nummern heißt es:

Es müssen Männer herangebildet werden, die der Revolution nicht allein ihre freien Abende widmen, sondern ihr ganzes Leben. ... Das politische Denken ist genügend entwickelt, um zu verstehen, daß ohne zehn talentierte, bewährte und beruflich ausgebildete und langjährig geschulte Führer, die glänzend aufeinander eingestellt sind, in der heutigen Gesellschaft kein energischer Kampf irgendeiner Klasse möglich ist. — Es braucht Berufsrevolutionäre, Techniker der Revolution, die in jedem Augenblick ihr Leben aufs Spiel setzen [6]).

Der Grundstock der von Lenin gesammelten und herangebildeten Berufsrevolutionäre ist im Ausland, in dem sich Lenin zu wiederholten Malen längere Zeit aufhält: Berlin, Schweiz, Paris, London, Brüssel. Bei der im Jahre 1903 in Brüssel und London abgehaltenen Konferenz löst sich der Bolschewismus von der menschewistisch bestimmten Partei. 1905 ist der erste bolschewistische Kongreß in London, zu dem Bebel einen seine Vermittlung zwischen den beiden Richtungen der russischen Sozialdemokratie anbietenden Brief geschrieben hat. Lenin gab, nachdem er den Brief gelesen, folgende kurze Erklärung ab:

Wir behalten für Bebel die höchste Achtung; aber wenn es sich darum handelt zu erkennen, wie man in unserem Heimatlande den Parismus und die Bourgeoisie bekämpfen muß, dann soll man uns erlauben, darüber unsere eigene Meinung zu haben. Man muß uns erlauben, die Herren Menschewiki so zu behandeln, wie die Agenten der Bourgeoisie behandelt zu werden verdienen [7]).

Lenins Gedanken von der revolutionären Diktatur der Arbeiter und Bauern beherrscht den Kongreß.

Wenige Monate nach ihm tritt in Petersburg der erste Sowjet (Rat) der Arbeiterdeputation in Tätigkeit. Es ist die Erste russische Revolution. Den Auftakt zu ihr bildete jener blutige Sonntag, 22. Januar 1905, an dem der Priester Gapon die Arbeiter mit einer von ihm verfaßten Bittschrift vor das Winterpalais geführt hat, mit dem Erfolg, daß Hunderte der Bittenden, von den Geschossen des aufgebotenen Militärs getroffen, sich in ihrem Blute wälzten. Fast einen ganzen Monat hat der erste Sowjet getagt, dann wurde auch sein Wirken und die ihm im November und Dezember folgenden Massenstreiks im Blute erstickt. Das Ergebnis: die Menschewisten lösen sich gänzlich vom Radikalismus und werden Reformer; sie wollen eine legale Sozialdemokratische Partei, geben das Mittel der gewaltsamen Revolution preis; die Intellektuellen, die früher mit den Arbeitern sympathisiert hatten, wenden sich der Kunst zu. Die Bolschewisten aber ziehen die Summa: Diese Revolution ist nicht vergeblich; sie war die erste bewaffnete Erhebung der russischen Arbeiter. Es gilt eine neue vorzubereiten.

Bei dieser ersten russischen Revolution, deren Ausbruch den im Ausland weilenden Lenin sofort nach Petersburg eilen heißt, bleibt Lenin im Hintergrund. Er schwieg mehr, als daß er redete, und hörte dem zum ersten Male im zaristischen Rußland öffentlich von seinen Qualen und Mühsalen redenden russischen Arbeiter zu. In die niedergeschlagene Arbeiterschaft hinein ruft er, daß die erlittene Niederlage viel Siege wert sei, weil sie den ersten entschlossenen offenen Kampf der unterdrückten Arbeiterklasse bezeichne. Anfang 1906 geht er nach Finnland, weil dort größere Freiheiten herrschen. Hunderte von Revolutionären wallfahrten zu ihm, um von ihm Ratschläge zu empfangen, was zu tun sei, um die neue Revolution zu rüsten.

Als seine Lage in Finnland unsicher wird, wandert Lenin aufs Neue ins Exil. Dieses währt nun zehn Jahre lang, die er vornehmlich in Paris und in der Schweiz verbringt, unermüdlich arbeitend an der Heranbildung jener „Techniker der Revolution", von denen oben die Rede war. Er ist jetzt verhältnismäßig einsam; ja in Paris wird er verhöhnt. Vielen der einst mit ihm Sympathisierenden ist seit der mißglückten Revolution von 1905 das revolutionäre Arbeiterlied zu Ende gesungen. Auf dem Internationalen Sozialistischen Kongreß in Stuttgart 1907 ist er beteiligt an der Formulierung der auf den Krieg bezüglichen Resolution. Mit Rosa Luxemburg bringt er den Absatz ein und zur Abstimmung, der erklärt, daß im Falle des Kriegsausbruches trotz dem Widerstande aller Arbeiter der Welt die Sozialisten die Pflicht hätten, mit allen Kräften die wirtschaftliche und politische Krise auszunutzen, um den Sturz der kapitalistischen Herrschaft zu beschleunigen.

Während er in all den Jahren durch emsige theoretische Arbeit — oft fünfzehn Stunden täglich in den öffentlichen Bibliotheken forschend und schreibend — die schon damals sich häufenden Angriffe gegen den Marxismus in verschiedenen heute vielen Proletariern bekannten Büchern zu widerlegen bemüht ist und praktisch soviel wie möglich Arbeiter sammelt, die ihm irgendeine Hoffnung geben, einmal Führer ihrer Klasse zu werden, regt sich in Rußland aufs Neue eine wachsende revolutionäre Stimmung, für deren Ausnutzung sich Lenin sofort einsetzt. Selbst die Duma wünscht er der Revolution dienstbar zu machen. Es gelingt, sechs Bolschwisten in die Duma wählen zu lassen. Von Jahr zu Jahr steigert sich die revolutionäre Stimmung.

Da bricht der Weltkrieg aus. Vom Anfang des Weltkrieges an ist Lenin von dem Wunsche erfüllt, Rußland möge nicht siegen. Die Zweite Internationale bricht zusammen. Vandervelde, ihr Präsident, hat an die russischen Sozialisten ein Telegramm gerichtet, sie möchten zeitweilig den Kampf gegen den Zarismus einstellen und sich mit Belgien gegen Deutschland vereinigen. Einzig das Zentralkomitee der bolschewistischen Partei beantwortet Vandervelde Aufruf mit einem kategorischen Nein. Den bolschewistischen Vertretern in der Duma, die allein konsequente Internationalisten bleiben, wird der Prozeß gemacht. Der zaristische Staatsanwalt weist sie auf das edle Beispiel der sozialistischen Abgeordneten in Frankreich und Deutschland hin! Vergebens. Sie ziehen lebenslängliche Verbannung nach Sibirien der leise-

[5]) Sinowjew, S. 54 f.
[6]) Valerin Marcu, Lenin, Paul List Verlag, S. 77.
[7]) Guilbeaux, Lenin, Verlag Die Schmiede Berlin, S. 25.

sten Konzession an Imperialismus und Krieg vor. Lenin arbeitet im Ausland, vor allem in der Schweiz, mit einer kleinen Gruppe von Gesinnungsgenossen gegen den Krieg und die Zweite Internationale. Er nimmt an den Konferenzen von Vertretern der den Frieden propagierenden sozialistischen Minderheiten in Zimmerwald und Kienthal teil.

Es bricht die russische Februarrevolution von 1917 aus, geführt zuerst von Lwow, dann von Kerensky, die Beide Reformer sind. Kerensky schließt mit den Bürgerlichen einen Bund. Es kommt die Koalitionsregierung zustande. Die Macht der Bourgeoisie bleibt im Grunde unangetastet. Dazu werden die kämpfenden Truppen weiter in die Schlachten gehetzt. Lenin drängt nach Rußland.

Rußlands Verbündete verweigern dem Revolutionär die Durchreise. Er wendet sich an die feindliche deutsche Regierung. Ludendorff stellt ihm und seinen Gefolgsleuten in kühler Berechnung einen Eisenbahnwagen zur Verfügung, der quer durch Deutschland geschoben wird. Zagend, unsicher, welches sein Schicksal sein und ob er nicht kurzer Hand verhaftet und ihm der Prozeß als Vaterlandsverräter gemacht wird, nähert sich Lenin russischem Boden. Ganz wider alles Erwarten überwältigend ist der Empfang, der ihm in Petersburg zu Teil wird. „Gellende Schreie, triumphierende Rufe, die Hymne der Internationale verwandeln den Bahnhof in einen lebendigen Strom. Lenin sieht einen Augenblick verwundert zum Fenster hinaus. Schon ist er in der Masse eingekeilt und kann sich nicht mehr bewegen. Soldaten ... bahnen ihm mit guten Worten und Stößen einen Weg, befreien den Führer aus der Zange, aus tausendfacher Umarmung. Scheinwerfer beleuchten wie ein brennender Wasserfall die Halle, Bajonette und die goldenen Lettern roter Fahnen blitzen wie Feuerwerk. Die Petersburger Garnison hat Vertreter aller Waffengattungen zur Begrüßung gesandt. Eine bunte Armee brüllt im Takt das eine Wort: Lenin[8])."

Nicht lange währt die Begeisterung. Allzu offen und rücksichtslos redet Lenin dem sofortigen Abschluß des Friedens das Wort, auch wenn demütigendste Bedingungen gestellt würden, und proklamiert die proletarische Revolution, die der jetzigen bürgerlich und sozialreformerisch bestimmten folgen müsse. Man erklärt: Der ist unschädlich, redet wie ein Kind, ist nicht ernst zu nehmen. Bald jedoch wächst sein Einfluß. Lenin und seine Haltung erobern bedrohlich immer mehr Volk. Lenins Verhaftung wird angeordnet. Er muß sich verbergen. Es wird förmlich Jagd auf ihn gemacht. Die Zeit arbeitet für ihn. Die unglückliche berüchtigte Kerensky-Offensive, die mit einer vollständigen Niederlage für die Russen endet, verschafft ihm eine ungeheuere Anhängerschaft. Die Truppen fliehen von der Front. Die Stunde für Lenins proletarische Revolution ist gekommen.

Am 7. November ergreift der Bolschewismus die Macht. Lenin wird Vorsitzender des Rates der Volkskommissare und regiert Rußland. Er schließt den von der Mehrheit der Russen als Schmach empfundenen Frieden von Brest Litowsk. Dann geht er ans Werk und reißt die noch stehenden Eckpfeiler des russischen Baues nieder: die gesamten Produktionsmittel sollen in das Eigentum der Allgemeinheit hinübergeführt werden.

1917 bis 1921 sind die Jahre des sogenannten Kriegskommunismus mit all seinen Furchtbarkeiten, aber auch mit dem ungeheuren Mut zu dem ernsten Versuch, den Sozialismus aufzubauen. Die Feudalherren auf dem Lande, die Unternehmer in den Städten werden unschädlich gemacht; das Finanzkapital wird unter staatliche Aufsicht gestellt; Alles wird in die Hände der Bauern und Arbeiter, in die Verwaltung der neuen kommunistischen Staatsbeamten gegeben. Nur so sei den früheren Machthabern jede Hoffnung auf Wiederaufrichtung der alten Verhältnisse genommen, nur so werde das Proletariat sich der neuen Aufgaben und der Schwere der Verantwortung bewußt. Nur so werde das russische Beispiel auf das Proletariat der anderen Völker anfeuernd wirken.

Mehr als vier Jahre dauert dieses Regiment. Ruinen, Hunger, Elend sind das Ergebnis. Da tritt Lenin seinen berühmten Rückzug an: der Traum der Weltrevolution ist vorläufig ausgeträumt. Die Bauern sind stutzig geworden. Auf dem Elften Kongreß der kommunistischen Partei sagt Lenin offen: Entweder gelingt es uns Kommunisten, den Bauer mit Ware zu versorgen, ihm in seiner qualvollen Lage zu helfen, oder dieser schickt uns zu allen Teufeln. Der Grundsatz „Gleicher Lohn für Alle" wird verlassen. Hochbezahlte Techniker zur Wiederaufrichtung der Industrie werden herangezogen. Lenin selber prägt das Wort: Ein Techniker ist zehn Kommunisten wert. Der freie Handel wird wieder erlaubt. Die Getreidezwangswirtschaft wird aufgehoben; die im Lande schlummernden Naturkräfte sollen durch Verleihung von Konzessionen an fremde Kapitalisten gehoben werden.

Den greifbaren Erfolg der neu eingeschlagenen Wege hat Lenin nicht mehr erlebt. Im Winter 1921/22 wirft ihn Krankheit darnieder. Die Ärzte stellen eine organische Verletzung des Gehirns fest. Die Glieder versagen den Dienst; die Sprache ist ihm genommen. Vorübergehend erlebt er eine Besserung und teilweise Behebung dieses Zustandes. Lenin ist wieder in seinem Kremlzimmer und entwirft neue Pläne und fragt zum hundertsten Male im Blick auf das Nicht zum Ziele führen vieler versuchter Pfade der neuen ökonomischen Ordnung: „Warum machen wir Dummheiten? Das ist klar: erstens sind wir ein rückständiges Land. Zweitens ist unsere Bildung minimal. Drittens sind wir ohne Hilfe. Kein zivilisiertes Land hilft uns, im Gegenteil, sie arbeiten alle gegen uns. Viertens wegen unseres Staatsapparates[9])." Die Besserung seines Gesundheitszustandes ist nur vorübergehend. Im März 1923 machen sich die Lähmungserscheinungen in verstärktem Maße geltend. Die hartnäckige Sklerose — das Ergebnis der unmenschlichen Überanstrengung der Kräfte bei unerhörter geistiger Arbeit — machte die Lage Wladimir Iljitschs auch vor dem letzten Schlaganfall, der am 21. Januar 1924 sich ereignete und zur Katastrophe führte, vollkommen hoffnungslos. Am Abend dieses 21. Januar hat er seinen letzten Atemzug getan.

Köln Georg Fritze

[8]) Valerin Marcu, S. 216 f.

Die Innere Mission im kirchlichen Leben Amerikas

1

In dem Herbst 1928 erschienenen „System der Praktischen Theologie" von Professor Steinbeck von Breslau wird hervorgehoben, daß die freien Vereine der Inneren und Äußeren Mission zwar nicht in die Organisation der Landeskirche eingegliedert, doch ihnen angegliedert und mit ihnen eng verbunden sind, und daß die von jenen Vereinen ausgeübte Wirksamkeit ebenso gut von den organisierten Landeskirchen oder einem Zusammenschluß mehrerer derselben ausgehen könnte. „Wenn es geschichtlich anders geworden ist, so liegt doch prinzipiell kein Grund dagegen vor." (Bd. 1 S. 3.)

In Amerika wird dieses ganze Gebiet der christlichen Tätigkeit nicht freien Vereinen überlassen, sondern ist ein Teil der kirchlichen Arbeit, ist organisch dem kirchlichen Verwaltungswesen eingegliedert. Daß es so gekommen ist, liegt in der geschichtlichen Entwicklung der amerikanischen Kirchen sowie des amerikanischen Lebens überhaupt begründet. Steht doch überhaupt die äußere Form des organisierten Christentums, also der Kirche als soziologischen Gebildes, mit den kulturellen Zuständen jeden Volkes und jeder Zeit im engsten Zusammenhang.

[9]) Valerin Marcu, S. 352.

von ihnen ihr Gepräge erhaltend und sie wieder bestimmend. Wollen wir demnach das kirchliche Leben als ein Ganzes, aber auch irgendeine einzelne Erscheinung desselben verstehen und auf ihre Bedeutung hin abschätzen, so muß der gesamte Umkreis der Lebenserscheinungen in seinem Werden in Betracht gezogen werden. Dies ist um so mehr bei der Beurteilung amerikanischer Verhältnisse der Fall, weil diese auf den ersten Anblick vielfach fremdartig erscheinen. Aber noch mehr. Es müssen auch die Gefühlsmomente beachtet werden, welche durch die einzelnen Vorkommnisse ausgelöst werden. Dieselbe Handlung, derselbe Anblick mag den Einen ganz kalt lassen, bei dem Andern werden die stärksten Gefühle ausgelöst. Hinter dem Symbol steht eine lange Geschichte, in die der Einzelne verwoben ist, die aber nur der schätzen kann, in dem diese Geschichte Leben geworden ist.

Marta Karlweis, die Frau von Jakob Wassermann, macht in ihrem Buche „Eine Frau reist durch Amerika" die richtige Bemerkung:

Es kann nicht deutlich genug gesagt werden: In Amerika ist alles anders. Ich bin außer Stande, auch nur zu untersuchen, warum das so ist. Ich kann es nur feststellen. Vom Dinner, das mit Wassermelone anfängt, statt — schlimmstenfalls — damit aufzuhören, bis zu jenem Zustand, den die Menschen aller Länder und aller Zungen Glück nennen und ersehnen, hat jeder Begriff nur eine täuschende Fassade mit dem unserigen gemein. Wer dies nicht festhält, stolpert von Mißverständnis zu Mißverständnis und fällt am Ende in die Grube albernster Ungerechtigkeit.

Seit dem Kriege, besonders aber seit den Tagungen in Stockholm und Lausanne sind die Beziehungen zwischen dem amerikanischen und dem europäischen Protestantismus viel reger geworden, als sie es zuvor waren. Das kirchliche Leben Amerikas ist nicht mehr das große unbekannte Land, aus dem nur zuweilen Kunde von höchst sonderbaren, unglaublichen religiösen Extravaganzen nach Europa herübertönt. Die Zahl der Europäer, die Amerika aus persönlicher Anschauung kennen lernen, wächst von Jahr zu Jahr. Unter den Vielen, die Amerika bereisen, zu Studienzwecken, in Geschäften, zur Teilnahme an Kongressen, auch als Touristen, befinden sich auch Theologen: Pfarrer, Professoren, Kandidaten, die sich kürzere oder längere Zeit an amerikanischen Hochschulen und in amerikanischen Gemeinden und Anstalten aufhalten. Und die Zahl der Amerikaner, welche alljährlich durch Europa reisen, stürmen oder fliegen, ist in die Hunderttausende gewachsen. Sie alle erzählen in der Heimat von ihren Beobachtungen und Erfahrungen; manche halten Vorträge, schreiben Artikel, einige sogar ganze Bücher.

Da stößt man nun auf manche richtige Beobachtung einzelner Erscheinungen; doch bleibt das Bild zumeist ein Mosaik, das nicht richtig zusammengesetzt ist. Es fehlt an wirklichem Einfühlen in die fremde Situation, an tieferem geschichtlichem Verständnis der Lage. Das Andersgeartete fällt besonders auf. Man beurteilt es von dem eigenen Standpunkte aus und lehnt es zumeist ab. Man zieht Vergleiche mit den heimatlichen Verhältnissen, und im Widerschein der grellen Beleuchtung, in die das Fremde gerückt ist, sieht das Gewohnte heimeliger, anziehender aus, wird gewissermaßen verklärt. Das Eigene wird naiverweise als das Gegebene angenommen, als das Selbstverständliche, das Normale, oder doch als der Norm am besten entsprechend; das Fremde ist das Abnorme, das Entartete, das Perverse.

Sehr oft wird das Fremde einfach in Kategorien und Rubriken eingeteilt, welche den bekannten, heimatlichen Verhältnissen entnommen sind, ohne zu beachten, daß es durch die üblichen Rubriken nicht gedeckt wird. Es wird übersehen, daß die geschichtliche und psychologische Bestimmtheit des eigenen Wesens jene Normen geschaffen hat, daß man aber aus ihnen nicht das unter andern bestimmenden Umständen gewordene Fremde beurteilen kann. So entstehen schiefe Urteile, Mißverständnisse und, wie Marta Karlweis sagt, albernste Ungerechtigkeit.

Dies gilt nicht nur von der Beurteilung amerikanischer Verhältnisse durch Europäer, sondern ebenso umgekehrt. Der Unterschied ist dieser. Während die Brille des Amerikaners gefärbt ist durch die Überzeugung von der Überlegenheit der Verhältnisse in Amerika, verschiebt dem Europäer die Furcht vor dem amerikanischen Imperialismus und Aktivismus, vor der „Amerikanisierung" die Sichtstellung. Und doch ist für die Zukunftsaufgabe des Protestantismus in der Welt ein gegenseitiges Verständnis und ein Zusammenarbeiten des europäischen und amerikanischen Protestantismus gebieterisch notwendig. Was daher dazu dient, um diese beiden Zweige des Protestantismus einander näher zu führen, damit sie die in jedem pulsierenden Lebenskräfte, Geisteskräfte besser erkennen und auf Grund gegenseitigen Verständnisses und gegenseitiger Würdigung auch bei allen Verschiedenheiten sich zu gemeinsamem Dienste am Reich Gottes vereinigen, das dient der Sache unseres Herrn Jesu Christi in dieser Welt.

2

Da ist nun gerade das Gebiet christlicher Tätigkeit, welches unter der Bezeichnung „Innere Mission" zusammengefaßt ist, besonders geeignet, um einen Einblick zu gewinnen in die geschichtlichen Voraussetzungen und die gegenwärtige Tätigkeit der amerikanischen Kirchen. Es handelt sich hier nicht nur um die engere oder weitere Fassung des Begriffes „Innere Mission" oder um die Darlegung der organisatorischen Stellung dieser Arbeit, seien sie nun mehr oder weniger zahlreich, als diejenigen, welche man in Europa mit dem Sammelnamen „Innere Mission" bezeichnet, sondern es kommt darauf an, die geschichtlichen Begebenheiten aufzuhellen, welche die Ursachen gewesen sind, daß es in Amerika „anders geworden ist". Dadurch wird nicht nur das Spezialgebiet der Inneren Mission, sondern das amerikanische kirchliche Leben überhaupt näher beleuchtet. Denn die Innere Mission nimmt tatsächlich in den amerikanischen Kirchen eine zentrale Stellung ein.

Da ist nun zunächst hinzuweisen auf einige grundlegende Unterschiede, die man nicht aus dem Auge lassen darf.

1. Der Unterschied zwischen Staatskirche und Freikirche. In Europa hat sich das Christentum bis auf die neueste Zeit ganz in den Formen der eng an den Staat gebundenen, vom Staate privilegierten, vom Staate unterhaltenen, der staatlichen Verwaltung eingegliederten Staatskirchen entwickelt. Die Formen der kirchlichen Tätigkeit sind nicht aus den innersten Lebensnotwendigkeiten der Kirche hervorgegangen, der Kirche als „desjenigen Teiles der Menschheit", um wieder mit Steinbeck zu reden, „der aus Gott geboren sich zum Dienste Gottes in der Welt vereint hat" (S. 27), deren Glieder „kraft ihrer gläubigen Zugehörigkeit zu Christus Kirchenglieder" sind (S. 31). Sondern sie sind staatliche Ordnungen, vielfach aus staatlichem Interesse hervorgegangen, staatlichen Interessen dienend. Das war nicht bloß in absoluten Monarchien Europas der Fall, sondern ist es auch in der Schweiz. Wernle*) betont, daß es auch in der Schweiz im 18. Jahrhundert „für den Staat kein selbständiges Kirchenwesen gab, sondern nur den kirchlichen Bezirk der Staatsverwaltung". Er bezeichnet als einen „Grundzug der alten Zeit den strengen Autoritäts- und Kommandoton dieses Staatskirchentums. Christlichkeit und Kirchlichkeit wurden nicht der Überzeugung und dem Gewissen des Einzelnen anheimgestellt, sondern von Staatswegen bei Strafandrohung kommandiert." In Amerika haben sich die Kirchen ganz staatsfrei entwickelt, ohne irgendwelche Bindung an den Staat, ohne Kontrolle durch den Staat, ohne finanzielle Hilfe seitens des Staates. Die rechtliche

*) Paul Wernle, Der Schweizerische Protestantismus im 18. Jahrhundert, 1, 73.

Stellung der Kirchen ist durchaus die der freien Vereine. Der Staat mischt sich in die Angelegenheiten der Kirche ebensowenig wie in die eines Gesangvereins oder eines Kegelklubs. Es ist ganz den Kirchen überlassen, wie sie sich ihre Mitgliedschaftsbedingungen, ihre Lebensformen und Arbeitsbereiche schaffen wollen. Dieser Unterschied greift viel weiter, als auf den ersten Anblick scheint. Der Engländer James Bryce bezeichnet ihn als „den bemerkenswertesten aller Unterschiede zwischen der Alten und der Neuen Welt" und fährt fort:

Die Hälfte der europäischen Kriege, die Hälfte der inneren Schwierigkeiten, welche die europäischen Staaten beunruhigt haben, von dem monophysitischen Streit im römischen Reiche des 5. Jahrhunderts bis zum Kulturkampf im deutschen Reiche des 19. Jahrhunderts finden ihren Ursprung in den theologischen Zwistigkeiten oder den rivalisierenden Ansprüchen von Kirche und Staat. Dieses ganze ungeheure Kapitel von Kampf und Streit existiert in den Vereinigten Staaten tatsächlich nicht *).

Das ganze Volksleben, besonders das kirchliche Leben hat sich auf dieser ganz andern Basis auch in ganz andern Formen aufgebaut.

2. Die Verschiedenheit in der Auffassung des Staates. Dem Amerikaner ist der Staat nicht eine ideale Größe, die über und außerhalb der Staatsbürger existiert und von Gottes Gnaden die Verantwortlichkeit hat, für das Seelenheil von „Untertanen" zu sorgen. Der Staat ist eher ein „sozialer Kontrakt" oder eine Handelsgesellschaft, welche die freien Bürger untereinander gebildet haben, um ihren Willen durchzusetzen zur Abwehr von Übeln, zur Förderung ihres Vorteils. Er ist ein reiner Zweckverband. Alle europäischen Darstellungen des amerikanischen öffentlichen Lebens, anfangend mit de Toqueville's „La Démocratie en Amérique" bis auf James Bryce and André Siegfried's „Les États-Unis d'Aujourd'hui" weisen auf diesen tiefgreifenden Unterschied hin. André Siegfried mit diesen Worten:

Dem protestantischen Amerikaner ist der Staat weniger ein selbständiger Organismus als vielmehr eine einfache Methode, den Willen des Volkes zum Ausdruck zu bringen. In den Augen des gewissenhaften Protestanten ist er nur der Wächter der Moral des Gemeinwesens, denn es würde ihm nicht im Traume einfallen, den Staat zu der Bürgerschaft in ihrer Gesamtheit als übergeordnet zu betrachten. Darin ist die amerikanische Idee des Staates die Antithese zur deutschen **).

Die uns hier besonders interessierenden Folgen dieser amerikanischen Staatsauffassung sind a) daß ein weiter Kreis sozialer Betätigungen, die in Europa in die staatliche Fürsorgetätigkeit inbegriffen sind, in Amerika der Ausübung Einzelner oder freier Vereinigungen überlassen bleiben. Die Fürsorge- und Liebestätigkeit ist in Amerika viel weniger verstaatlicht als in Europa, legt daher auf die Kirche ein größeres Maß von Verantwortlichkeit. — b) Sowohl Staat als Kirche sind dem Amerikaner nicht feste Lebensformen, die er als gegeben ansieht. Er nimmt sie nicht auf sich als göttlich verordnete, unantastbare Bindung: er gestaltet sie sich selbst aus den Bedürfnissen und Notwendigkeiten des praktischen Lebens heraus. Es sind dieselben Individuen, die als Nachbarn, Ansiedler, Pioniere den Urwald ausrodeten, den Kampf gegen die Indianer und die wilden Tiere führten, mit vereinten Kräften ihre Siedlungen gründeten und verteidigten, die sich auch die Formen ihres Zusammenlebens in Staat und Kirche gaben und je nach den wechselnden Bedürfnissen änderten. In gewissen Gegenden Europas dienten die Kirchen auch als Festungen. Dorthin flüchteten die Bewohner bei feindlichen Überfällen. Im Kirchturm waren Schießscharten angebracht, von dort aus wurde der Abwehrkampf geführt. In den Ansiedlungen New-Englands war die primitive, aus unbehauenen Baumstämmen aufgeführte Kirche, die „Blockkirche" oder „Logkirche" auch das „Meeting House" der politischen Gemeinde. Da versammelten sich auch die Ansiedler, um über die Fragen des Gemeinwesens zu beraten und zu beschließen, um sich Regeln und Ordnungen zu geben und ihren politischen Haushalt zu ordnen. In Europa war der Staat auch Kirche. In Amerika war der kirchliche Mensch auch politischer Mensch, kirchliche und politische Formen wurden nicht von einer außenstehenden, fernen Autoritätsstelle befohlen, sie wurden von jeder Gruppe von Ansiedlern entworfen auf Grund ihrer, aus der alten Heimat mitgebrachten religiösen und staatsbürgerlichen Erfahrung. Beides war nicht stationär, sondern im Fluß, bestimmt durch die Macht der wechselnden, konkreten Verhältnisse.

3. Dies bringt uns auf die dritte, grundlegende Verschiedenheit. Die Geschichte Amerikas, die politische, soziale, religiöse Geschichte ist Neuland. Der bestimmende Faktor der amerikanischen Geschichte ist die wechselnde Grenze, the changing frontier. Diese wechselnde Grenze hat der gesamten Entwicklung ihr Gepräge gegeben. Als 1776 die 13 nordamerikanischen Kolonien ihre Unabhängigkeit von England erklärten und die nationale Geschichte der selbständigen Vereinigten Staaten ihren Anfang nahm, wohnten nur sehr wenige Menschen auf dem schmalen Landstreifen zwischen dem atlantischen Ozean und der appalachischen Bergkette. Wohl waren kühne Pioniere über die Berge gedrungen und hatten die ersten Ansiedlungen am Ostrande der großen, westlichen Wildnis gegründet. Die „Grenze", das heißt die unsichtbare Linie, welche die weißen Siedler von den Rothäuten und der Wildnis trennte, lief auf dem Kamme der Bergkette.

In zwei großen Wellen vollzog sich die Besiedlung des „Westens". Zunächst strömten in immer dichteren Scharen die Einwanderer über das Gebirge in das Ländergebiet zwischen den Alleghanies und den Felsengebirgen, dem sogenannten mittleren Westen; dann seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, seit in Kalifornien Gold entdeckt wurde, zogen die Karawanen über die wasserlosen Prärien und durch wegelose Gebirgsschluchten bis zur Küste des stillen Ozeans, nach Kalifornien und Oregon, dem fernen Westen. Immer weiter der sinkenden Sonne nach wurde die Grenze geschoben, bis sie gegen Ende des 19. Jahrhunderts im stillen Ozean verschwunden war.

Ein buntes Gemisch aus aller Herren Länder war es, das sich in diesen gewaltigen Länderkomplex ergoß. Nicht mehr wie in der Kolonialzeit waren es Menschen mit gefestigten religiösen Überzeugungen, die dem Religionszwang der alten Heimat entfliehend eine neue Heimat suchten, wo sie ihrem Gott nach ihrem Gewissen dienen konnten. Immer mehr wuchs die Zahl derer, die nur materielle Vorteile im Auge hatten. Man wollte dem wirtschaftlichen Elend entrinnen. Was wurde nicht außerdem alles nach Amerika abgeschoben: verkrachte Existenzen, Tunichtgute — „Lausbuben" aller Art. Unheimlich wuchs die Zahl der Einwanderer. In dem halben Jahrhundert von 1790—1840 wanderten fast eine Million Menschen nach Amerika ein. In den vierzig Jahren von 1840—1880 betrug die Zahl der Einwanderer nahezu zehn Millionen. In den Jahren von 1880—1914 stieg sie auf 22. Das Volksgemisch wurde verwirrend. Jeder Erdteil, jedes Land, jede Sprache war vertreten. Diese Menschenmassen, losgelöst vom Heimatboden, von ererbter Sitte und Zucht, versetzt in ganz neue Verhältnisse, auf eigene Füße gestellt, nicht kommandiert und kontrolliert durch Polizeivorschriften und den allmächtigen Arm des Staates, in einen unerbittlichen Daseinskampf hineingestellt, in dem der rücksichtslose Kraftmensch die meiste Aussicht hatte, sich zu behaupten, den entsittlichenden Einflüssen der selbstischen Triebe ausgeliefert und in Gefahr stehend, im Materialismus, im Kampf ums goldene Kalb und in der Jagd nach dem Dollar verschlungen zu werden — diese Menschenmassen, um deren religiöse Be-

*) James Bryce, The American Commonwealth, New York 1910, 2, 763.

**) 2me éd., Paris 1927, S. 237 f.

einflussung sich der Staat nicht kümmerte und für deren sittliche und intellektuelle Ausbildung durch geordnetes Schulwesen er in den ersten Zeiten aus Mangel an Mitteln sehr wenig tun konnte, sie wurden das Gebiet der Inneren Mission der Kirchen.

Und was die Kirchen hier geleistet haben, ist geradezu erstaunlich. Alle amerikanischen Geschichtsschreiber von Bancroft bis zu Roosevelt in seinem „The Winning of the West" and Woodrow Wilson in seiner „History of the American People" spenden der Wirksamkeit der Kirchen uneingeschränktes Lob. Zu den Einwanderern kamen als Weiteres seit der Befreiung der Sklaven noch die Millionen von Negern, die nun, ihre Baumwollplantagen in den Südstaaten verlassend, bald ganze Stadtviertel der nördlichen Städte bevölkerten. Diese Zahl war beständig im Wachsen, bis sie jetzt über zehn Millionen beträgt. Den gewaltigen Aufgaben gegenüber, welche die Besiedlung des Westens und die Verbreitung der Schwarzen stellt, kommt der Mission unter den Ureinwohnern, den Indianern, wie sie von den Kirchen auch betrieben wird, nicht entfernt dieselbe Bedeutung zu.

Die Grenze, welche ein Jahrhundert hindurch die Geschichte Amerikas beherrscht hat, ist verschwunden. Eine neue Grenze ist aufgetaucht. Sie zieht sich durch die Großstädte hindurch. Bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts war die Bevölkerung Amerikas größtenteils Landbevölkerung. Die Aufgabe, die alle Kräfte in Anspruch nahm, war die Besiedlung und Urbarmachung des jungfräulichen Bodens. 1790 gab es nur sechs Städte, welche 8000 oder mehr Einwohner zählten, und ihre Gesamtzahl betrug nur 3% der Bevölkerung. 1840 wohnten schon 10% der Bevölkerung in Städten von 10000 Einwohnern und darüber. 1920 hingegen gab es 746 Städte mit 10000 oder mehr Einwohnern; 42,4% der Bevölkerung wohnten in diesen Städten*). Die Landflucht, die manche Teile von New-England beinahe entvölkerte, aber auch Teile des mittleren Westens berührt, und die beginnende Industrialisierung des Südens stellt weiter eine Reihe von neuen Problemen.

Diese kurze geschichtliche Übersicht soll klarlegen, daß die Innere Mission im kirchlichen Leben Amerikas eine ganz andere Stellung einnimmt, als dies im kirchlichen Leben Europas der Fall ist. Treten in der Kirchengeschichte Europas als die zwei am meisten in die Augen fallenden Zentren hervor die intellektuelle Ausgestaltung des Dogmas und die Auseinandersetzung zwischen Kirche und Staat, so ist im kirchlichen Leben Amerikas die Innere Mission oder Heimatmission (Home Missions) der beherrschende Mittelpunkt. Die Kirchengeschichte Amerikas ist die Geschichte seiner Innern Mission. Der amerikanische Soziologe H. K. Rowe schreibt darüber:

Die Geschichte der amerikanischen Home Missions bildet eines der bedeutendsten Kapitel der Kirchengeschichte. Sie ist noch nie entsprechend geschildert worden. Ihre Bedeutung für das amerikanische Volk ist noch nicht völlig erkannt. Es ist eine Geschichte so packend wie die Geschichte der Pioniere, so dramatisch wie die Erzählungen von Indianerschlachten und Büffeljagden, so voller schwerwiegender Folgen wie Irgendetwas, das in drei Jahrhunderten nationalen Fortschrittes geleistet worden ist. Kein Ereignis in der Geschichte des modernen Europa kann an Ausdehnung oder Wichtigkeit verglichen werden mit dem Exodus nach dem amerikanischen Westen, und nichts in der Geschichte des katholischen Mittelalters und in der Protestantischen Reformation war so epochemachend in seinen Folgen wie die friedliche Eroberung des Westens für das Christentum**).

Dies ist das Ergebnis der drei angeführten geschichtlichen Bedingtheiten: des radikalen Freikirchentums, des amerikanischen Staatsbegriffes und der Besiedlung des Westens.

Zürich John L. Nuelsen

*) Morrison, The Oxford History of the United States, Oxford 1928, 1, 6.

**) H. K. Rowe, The History of Religion in the United States, New York 1924, S. 79.

Kultusminister Becker

D. Becker hat soeben zum lebhaften Bedauern weitester Kreise, die der „Christlichen Welt" nahe stehen, seinen Rücktritt genommen. Wir sind es einem der bedeutendsten und energischsten Kulturpolitiker schuldig, uns über den Ertrag seiner Ministerschaft Rechenschaft zu geben.

Auch wer in vielen Hinsichten sich an ihm gerieben hat, wird nicht bestreiten können, daß er das für den wichtigsten, einflußreichsten Posten des deutschen Kulturlebens erforderliche Format, eine seltene Weite und Entschlossenheit des Geistes und ein verantwortungsbewußtes Streben, Preußen-Deutschland auf der Höhe seiner kulturellen Weltstellung zu erhalten, besessen hat. Daß in dieser überaus kritischen Zeit des Wiederaufbaus deutschen Lebens ein Staatsmann an dieser Stelle stand, der an Preußen-Deutschlands Kulturberuf glaubte und ihn in sich charaktervoll verkörperte, darf als eine freundliche Fügung der Vorsehung bezeichnet werden. Wem aber bei seinem Abgang zunächst die einzelnen Fehlgriffe gegenwärtig sind, über die Viele sich geärgert haben, auf dem Gebiet des Kunst- und Theaterlebens oder auf dem Grenzgebiet von Kirche und Staat, Staat und Volksschule, dem möchte ich doch die Tatsache entgegenhalten, daß Becker auf den weiten Gebieten seiner amtlichen Wirksamkeit stets große Gesichtspunkte und große Linien verfolgt hat.

Am nächsten lag ihm unfraglich nach seiner Vergangenheit die Pflege der Wissenschaft zumal auf der Hochschule. Seltsam genug, aber nicht das erste Mal, daß der glänzende Vertreter einer entlegenen Spezialwissenschaft zunächst als Dezernent für die Hochschulen, dann als Staatssekretär und Minister seine Zugehörigkeit zu der universitas litterarum, mehr als das, seine Bewährung als im Vollbesitz der gelehrten Höchstbildung stehend verwerten konnte. Der erste Kenner des Islam, der dadurch eine völlig fremde Kultur beherrschte, zugleich aber das Charakteristische unserer germanisch-christlichen Kultur erfaßte, hatte durch ein eingehendes Nacherleben der Bewegungen und Forschungsmethoden der übrigen Fakultäten und Disziplinen die Voraussetzungen gewonnen für jene enzyklopädische Übersicht über das gesamte Wissenschaftsleben, die wir in seinen „Gedanken zur Hochschulreform" bewunderten. Was ihn aber besonders auszeichnete, war das Heraustasten der Bildungswerte aus den Einzelwissenschaften, sein pädagogisch-menschliches Verpflichtungsgefühl gegenüber der Volksbildung. Das stand uns, den Hunnen, den Boches, gerade in dieser Zeit des Wiedereintritts in das Konzert der Weltmächte, so überaus wohl an, daß wir — man denke an den Besuch de Monzies in Berlin oder der nordischen Geistesführer auf der deutsch-nordischen Woche in Kiel — in Becker den allseitig anerkannten Repräsentanten deutscher Höchstbildung hatten, der wie über eine überall seltene Beherrschung der Wissenschaftsgebiete, so über eine in Deutschland seltene Ausdruckskultur verfügte.

Aber vergessen wir nicht, daß es nun galt, das Erbe der deutschen Universitätskultur in eine nachrevolutionäre, völlig verwandelte Atmosphäre des Volkslebens hinüberzuretten. Oft wunderten wir uns über die Elastizität, die Geschmeidigkeit, die Versatilität, womit der Arabist sich einfühlte in ein ganz neues, den Sozialismus, das Proletariat, die Frauen aller Stände als voll gleichberechtigt einschließendes Volksleben. Geistesaristokrat vom reinsten Wasser, dazu als Sohn eines Großkaufmanns „Mann von Welt", hat er nicht bloß in äußerlich-diplomatischer Anpassung gewirkt als der Exponent der neuen Demokratie. Ich glaube zu dem Urteil berechtigt zu sein, daß sein entschlossenes Einschreiten gegen die den heutigen Staat, seine demokratische Hereinziehung aller Stände in die Führung des Volkes, die bislang die Akademiker allein beanspruchten, stolz ablehn-

nenden studentischen Organisationen, insbesondere sein Einschreiten gegen die die Gleichberechtigung der jüdischen Kommilitonen ausschließenden Kreise des Hochschulrings deutscher Art der echt demokratischen Grundstellung Beckers auf dem Boden der Verfassung entsprang. Weit entfernt von aller engen Parteizugehörigkeit hat er den Geist unserer Verfassung auf unseren Hochschulen zum Durchbruch zu bringen getrachtet. Privilegienwirtschaft sollte durch Dienstverpflichtung der gelehrten Bildung gegenüber dem Volksganzen verdrängt werden. Ob die Art, wie der akademischen Überhebung entgegengetreten ward, immer klug und wirksam war, möge dahingestellt bleiben; aber der Zielpunkt seiner Hochschulpolitik war klar und recht.

Becker trat das Erbe der Kriegszeit, in der die breiten Volksschichten, als ihre Exponenten die Volksschullehrer — den Anspruch auf vollen Anteil an den Kulturgütern der Nation erworben hatten, auf dem Gebiet der Lehrerbildung entschlossen an. Hatte die neue Verfassung den Volksbildnern aller Stufen eine abgeschlossene höhere Schulbildung zugesichert, so schwebte dem Reformator des Volksschullehrerbildungswesens, als welchen man Becker ohne Schmeichelei bezeichnen darf, und bei seiner Einrichtung der Pädagogischen Akademien, wie er bei der Einweihung der ersten Eingangs betonte, die Überbrückung der bisherigen Kluft zwischen Höchst- und Volksbildung vor. Man mag Zweifel hegen über die Realisierbarkeit dieser Idee, man mag bei sich der Vermutung Raum lassen, daß es dem Manne, der stets nur auf den Höhen der Bildung gewandelt, dem elementaren Bildungswesen stets fern geblieben ist, vergönnt war, eine so luftige Konstruktion der Volksgesamtbildung zu unternehmen — daß die Idee aus der großen Notzeit geboren, mit einer tief demokratischen Seele ausgeführt ist, dürfen wir nicht bestreiten. Wer es miterlebt hat, wie Becker diesem seinem Lieblingskinde seine ganze Kraft und Hingabe widmete, wie er die Eigenart dieser akademischen im Unterschied von der so wenig bildenden Universitätsbildung herauszugestalten suchte, der kann es nur mit tiefem Mitgefühl erleben, wie das eben anhebende, der Bewährung insbesondere auf dem Lande erst bedürftige Lehrerbildungswesen seinem kühnen Schöpfer aus den Händen gleitet. Möchte der Idealismus dieses Werkes sich allem Widerstreit der harten Wirklichkeit gewachsen erweisen und einst den Meister loben!

Mit größten Bedenken haben die Meisten unter uns Beckers Bemühungen um den Frieden zwischen Staat und Kirche verfolgt. Von Hause aus lag ihm das Kirchenwesen fern; er ist gewiß auch in dieser Hinsicht ein echter Protestant. Aber um so unbefangener konnte er den Zeitforderungen sein Ohr öffnen. Absolut unversucht durch alle Anfechtungen der Kirchlichkeit, der Unterordnung freier Geistesbildung unter konfessionelle Botmäßigkeit, lernte er rechnen mit den unaufgebbaren Ansprüchen Roms, aber auch Wittenbergs, an Herrschaft über die Seele, über die Bildung des Volks. So kam es denn zum Konkordat. Es war noch mehr als die allgemeine Staatsklugheit, die ihn in dem vom Zentrum nach dessen Verdiensten um die Republik mitbeherrschten neuen Staat zu möglichst weitem Entgegenkommen gegen die Kirchen bewog; es war die tiefere Einsicht in die Lücken unserer Verfassung bezüglich des Einflusses des Staates auf die Kirche und in die Macht der Konfessionen über die Volksseele, was ihn in den Verhandlungen mit Pacelli leitete. Nachdem endlich seine zähe Diplomatie das Zurückweichen der Kurie vom Gebiet der Schule und der deutschen Bildung der Geistlichen ertrotzt hatte, glaubte er das Konkordat auf seine Verantwortung nehmen zu können. Ob er sich nicht getäuscht hat in dem Vertrauen auf die loyale Verfassungstreue des Zentrums? Daß er aber unfähig war, sich von dem Mißtrauen des Evangelischen Bundes in die deutsche Gesinnung der Römlinge bestimmen zu lassen, daß es von staatspolitischen Gesichtspunkten der Versöhnung dieses wichtigen Teils des Volkes mit seinem neuen Staat aus gesehen ein Verdienst war, eng protestantischer Voreingenommenheit zu entsagen, das wage ich zu sagen. Ich habe persönlich die Nachgiebigkeit des Ministers gegen protestantisch-kirchliche Ansprüche bei Besetzung theologischer Lehrstühle zu beklagen gehabt; er meinte, man müsse den Kirchen soweit entgegenkommen, als es sich mit der Freiheit der Wissenschaft verträgt; ich blieb dabei, daß man kein Konkordat mehr brauche, wenn man freiwillig seine Forderungen erfülle. Auch ist mir nicht gewiß, daß Becker bei dem Staatsvertrag mit den evangelischen Kirchen nicht der Mehrheit der evangelischen Landeskirchen nach unserer Überzeugung unprotestantische Konzessionen gemacht haben würde. Auf diesem Gebiet schien mir eine gewisse Indifferenz des über den Konfessionen stehenden hochgebildeten Religionshistorikers zu konstatieren zu sein. Aber wiederum mußte ich mir sagen, daß der entscheidende Kulturpolitiker eines kulturell und religiös so zerspaltenen Volkes notwendig von einer Weitherzigkeit und Offenheit für verschiedenste Kulturpotenzen sein muß, die ein entschiedener Protestant sich nicht vorstellen kann.

Und so soll uns denn alle Bedenklichkeit gegen einzelne Entscheidungen Beckers nicht hindern, ihm ein von der Weiträumigkeit und dem Wagemut seines Gesamtwirkens überzeugtes dankbares Andenken zu bewahren. In magnis voluisse sat est.

Kiel Otto Baumgarten

Ein notwendiges Wort in Sachen der Theologinnen

An Herrn Generalsuperintendenten D. Schian

1

Im „Evangelischen Deutschland" vom 23. 6. 1929 veröffentlichte Herr Generalsuperintendent D. Schian einen Artikel „Die Theologin" mit der ausgesprochenen Absicht, die kirchliche Öffentlichkeit über diesen Gegenstand zu orientieren. Wenn erst nach so geraumer Zeit diesem Artikel eine öffentliche Besprechung aus Theologinnenkreisen zu Teil wird, so ist das natürlich nicht darauf zurückzuführen, daß er in unseren Kreisen keine Beachtung gefunden hätte. Allerdings hätten wir unserseits keine Neigung gehabt, auf jene Ausführungen einzugehen, wenn nicht hier und da unter den Theologinnen Stimmen laut geworden wären, die sich mit der im Artikel enthaltenen Auffassung von den Aufgaben einer Theologin einverstanden erklärt hätten. Demgegenüber scheint es uns jetzt an der Zeit und geboten, mit allem Ernst und aller Deutlichkeit in der Öffentlichkeit einmal aufzuweisen, wie widerspruchsvoll in sich, ja, wie untheologisch gedacht die Argumentation des Herrn Generalsuperintendenten D. Schian ist.

Auf der letzten Tagung des Verbandes evangelischer Theologinnen Deutschlands im Oktober 1928 haben Theologinnen aus den verschiedenen Landeskirchen Berichte über ihre zum Teil jahrelange Arbeit erstattet unter besonderer Berücksichtigung der Frage, ob und inwieweit sich die zum Teil neu erlassenen und in Kraft getretenen Gesetze über die Verwendung der Theologinnen als fördernd oder hemmend für die Arbeit erwiesen hätten. Wir als Theologinnen halten es allerdings für die einfache und selbstverständliche Pflicht eines jeden Theologen, daß er sich Rechenschaft ablege nicht nur über den Inhalt seiner Verkündigung, sondern ebenso gut und ebenso notwendig über die Formen und Möglichkeiten, die diese Verkündigung als solche fördern und hemmen.

Erster und einziger Gegenstand aller theologischen Arbeit muß für den Theologen, sofern er sich ernsthaft als Theologen versteht, die Wortverkündigung sein. Nach diesem Erstgegebenen hat sich jede kirchliche und gesetzliche Maßnahme zu richten, die diese Verkündigung gestalten

und ihr ihre Formen anweisen will. Das kann also nur dies heißen: Jeder Theologe, also auch jede Theologin, hat sich unbedingt daran zu gewöhnen, sich immerfort zu fragen, ob die ihm aufgetragene Arbeit — und sofern er Theologe ist, kann damit immer nur die Wortverkündigung gemeint sein — gefördert oder gehemmt, gestaltet oder unwirksam gemacht wird durch äußere gesetzliche Maßnahmen oder sonstige zeitbedingte oder geistesgeschichtliche Gegebenheiten. Wenn also Herr Generalsuperintendent D. Schian „eine bedenkliche Einstellung" darin findet, daß die Theologinnen bei ihrer Arbeit sich fragten, wie weit ihre Arbeit durch die Gesetze gefördert oder gehemmt werde, so können wir unserseits nicht umhin festzustellen, daß in solcher Betrachtungsweise sich uns gerade der theologische Ernst der Betreffenden zu äußern scheint.

Aus dem Gesagten dürfte deutlich geworden sein, daß man als Theologe nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht hat, Kirchengesetze, die kirchliche Arbeit regulieren wollen, zu kritisieren.

2

Über diese allgemeine Feststellung hinaus ist nun aber die Frage zu stellen, wieweit das Vikarinnengesetz der Landeskirche der Altpreußischen Union überhaupt einer theologischen Kritik standhalten kann.

Das Vikarinnengesetz sieht im Einzelnen folgende Arbeitsgebiete für die Theologin vor:

1. Wortverkündigung im Kindergottesdienst, ferner vor allem für Frauen und Mädchen in Bibelstunden und Andachten,
2. Lehrtätigkeit: kirchlicher Unterricht, Religionsunterricht an Berufsschulen,
3. Seelsorge in der Gemeinde, insbesondere an der weiblichen Jugend, in den Frauenabteilungen der Krankenhäuser und Gefangenenanstalten und in Altersheimen.

Wir unserseits halten es allerdings für unmöglich und in seinen Folgen für eine Gemeinde für untragbar, wenn hier auf dem Wege des Gesetzes geradezu ein System daraus gemacht wird, die Gemeindearbeit in Spezialgebiete aufzuteilen und verschiedenen Theologen zu übertragen. In einer Zeit, wo Lehrerschaft und Pfarrerschaft, zum Teil sogar gemeinsam, über die Schäden klagen, die sich für die religiöse Erziehung der Jugend daraus ergeben, daß der Religionsunterricht innerhalb von Schule und Kirche nicht in der gleichen Hand liegt und darum infolge verschiedener dogmatischer Auffassungen oft Anlaß zu heilloser Verwirrung, zu religiöser Gleichgültigkeit und selbst zu bewußter Ablehnung alles Religiösen gibt: — in einer solchen Zeit sollte man nicht noch geradezu darauf ausgehen, diesen Zustand zu verschlimmern und gesetzlich zu sichern, indem man zum Beispiel den Kindergottesdienst vom Amt des Gemeindepfarrers abtrennt und als dauerndes und selbständiges Arbeitsgebiet der Theologin übergibt. Ganz abgesehen davon haben wir in unsrer nun mehrjährigen Arbeit noch keinen Pfarrer gefunden, der zu solchem grundsätzlichen Verzicht auf einen so wesentlichen Teil seiner Gemeindearbeit sich bereit erklärt hätte.

Unter die gleiche Verdammnis fallen besondere Veranstaltungen innerhalb der Gemeinde für Frauen, nämlich Bibelstunden, Bibelbesprechstunden und Andachten, sofern es sich dabei um willkürliche und dauernde Abtrennung von der eigentlichen Gemeindeverkündigung handelt. Damit soll und kann selbstverständlich durchaus nichts gegen gelegentliche Veranstaltungen nur für Frauen (z. B. Mütterabende, Freizeiten für Hausfrauen oder Berufstätige und dergleichen mehr) gesagt sein. Das ist aber auch etwas grundsätzlich und ganz Anderes als das im Gesetz Gemeinte. Die dort beabsichtigte dauernde Herausstrennung des weiblichen Teils der Gemeinde würde nur die Konventikelbildung begünstigen, und, was durchaus nicht zu übersehen ist, würde die im Gesetz angebahnte Entwicklung konsequenterweise zur Trennung der Kirche in eine Frauenkirche und eine Männerkirche führen. Das heißt aber, daß in manchen Gegenden, in denen die Frauen den weitaus größeren Prozentsatz der Kirchenbesucher nicht nur, sondern auch der kirchlich Interessierten ausmachen, die Kirchen leer werden könnten.

Die im Gesetz festgelegte Lehrtätigkeit der Vikarin gibt zu ähnlichen Bedenken Anlaß wie die Verselbständigung des Kindergottesdienstes, weil auch hier eine Lehrtätigkeit innerhalb der Gemeinde dem Gemeindepfarrer genommen und der Theologin als dauerndes und selbständiges Arbeitsgebiet angewiesen wird. Wir halten es weder theologisch noch praktisch für möglich oder irgendwie angängig, daß ein Gemeindepfarrer seinen Katechumenen-, Konfirmanden- oder auch Konvertitenunterricht aus der Hand gibt, um dann plötzlich am Ende des Unterrichts aufzutreten und Konfirmation oder Taufe zu vollziehen. Abgesehen davon, daß kein einziger Theologe guten Gewissens so verfahren könnte, würden sich bei einer solchen Praxis die schon ohnehin an Konfirmation und Sakrament geknüpften Nöte ins Ungemessene steigern. Und es dürfte doch einer evangelischen Kirchenbehörde kaum daran gelegen sein, daß das Amt des Pfarrers, des Dieners am Wort, auf diese Weise magisch qualifiziert wird.

Welche Sinnlosigkeit vollends bedeutet es, wenn die Seelsorge in der Gemeinde, insbesondere an der weiblichen Jugend, an Frauen und in Mädchen- und Altersheimen abgelöst von der Gemeindewortverkündigung herabsinkt zu bloßen gelegentlichen persönlichen Besprechungen, weil auf der anderen Seite die Theologin nicht befugt ist zur Sakramentsaustellung oder den anderen Amtshandlungen. Eine Theologin arbeitet zum Beispiel an der Frauenabteilung einer Strafanstalt, sie hat dort Fürsorge, Seelsorge und Sonntagsgottesdienst übernommen, sie kennt die Frauen aus fast täglichem Umgang, und wenn nun eine von diesen Frauen infolge des seelsorgerlichen Dienstes, den die Vikarin ihr leisten durfte, das Abendmahl wünscht, so muß die Vikarin einen völlig fremden Pfarrer dazu bitten, wodurch häufig genug das Abendmahl unterbleibt oder, weil grob magisch aufgefaßt, um seine innerste Wirksamkeit gebracht wird. Dergleichen Fälle ereignen sich dutzend- und hundertweise, und zwar nicht nur in der Gemeinde selber, sondern auch in unserer Praxis an Krankenanstalten und Altersheimen usw. Diese Zustände werden von vielen Pfarrern, die mit Vikarinnen arbeiten, als belastend und peinlich empfunden.

3

Sagen wir es einmal mit aller Deutlichkeit aus unserer nun mehrjährigen Arbeit heraus: Das Arbeiten unter solchen Bestimmungen ist eine tägliche Not und Qual und muß auf die Dauer jede noch so große Berufsfreudigkeit und Arbeitswilligkeit töten! Von dem „Amt der Vikarin", das die Kirchenbehörde festgelegt zu haben glaubt, bleibt bei näherer Betrachtung nichts übrig als gelegentliche Vertretung und dauernde Kleinarbeit und Gehilfentätigkeit unter Leitung des verantwortlichen Theologen. Es mag ganz schön und für die Kirche erwünscht sein, daß die Theologinnen wie auch ein Teil der Theologen sich auf einige Zeit für solche Arbeit zur Verfügung stellen, und daß theologisch gebildete Menschen nun Vereine leiten usw. Aber das muß nun doch auch einmal gesagt werden: Um zu dieser Arbeit zu gelangen, haben wir nicht Theologie studiert! Es ist doch ein hinlänglich bekanntes Gesetz allen geistigen Lebens, daß Geistiges sich nur in Freiheit, das heißt für den Theologen nach Ermessen des in Gott gebundenen Gewissens gestalten läßt.

Wir halten eine solche Arbeit, wie sie das Gesetz für uns vorsieht, für nützlich zur Ausbildung und auch als Leistung für einige Zeit. Welcher männliche Theologe

aber würde es sich gefallen lassen und gäbe sich dazu her, sein Leben lang als „Vikar" sich von dem Gemeindepfarrer hierhin und dorthin schicken zu lassen und alle seine Arbeit, nur Teilarbeit, unter Verantwortung eines Anderen zu tun? Es kann gar nicht scharf und entschieden genug herausgestellt werden: Wenn wir die durch das Gesetz gegebene Arbeit im Alter von 25 oder 30 Jahren noch zu tun vermögen, ein Mensch von 40 Jahren muß darauf verzichten und es für unwürdig und unmöglich halten, in anderer als eigener Verantwortung, in persönlicher Abhängigkeit diesen Dienst zu leisten. Wir lehnen unserseits diesen im Gesetz gegebenen Versuch, die kirchliche Arbeit der Theologin als unselbständig und damit für die Dauer als minderwertig abzustempeln, entschieden ab. Wir lehnen dies ab um unserer Arbeit willen.

Wenn Herr Generalsuperintendent D. Schian glaubt, es sei nun an der Zeit, die Theologinnen zu ermahnen, ihr Amt loyal innerhalb der Grenzen des durch das Gesetz Gegebenen zu führen, so möchten wir darauf nur erwidern, daß uns Theologinnen innerhalb unserer Kirche kein Fall bekannt ist, in dem eine Theologin unloyal ihr Amt geführt und von sich aus Beunruhigung in eine Gemeinde getragen hätte. Es kann keiner von uns daran liegen, von uns aus durch Illoyalität unser an sich schon belastetes und durch das Gesetz als minderwertig abgestempeltes Amt noch schwerer zu erschüttern! Sofern aber Herr D. Schian sich für berechtigt hält, solch schwerwiegende Anklagen gegen die Theologinnen zu erheben, möge er sich unsere Frage gefallen lassen, von welchem Punkt aus und aus welcher Erfahrung heraus er so spricht. Eine rein theoretische Frage nach den Hemmungen und Förderungen, die unsere Arbeit durch das Gesetz erfährt (man vergleiche den Marburger Tagungsbericht), kann ihn zu einer derartigen Äußerung weder berechtigen noch befähigen. Ganz abgesehen davon, daß er ja selber sagt, die theoretische Verhandlung über das Amt der Vikarin möge nun fortzusetzen sein.

Allerdings, ein Herd der Unruhe, ein Anlaß zu Konflikten ist geschaffen — das sehen auch wir. Aber dieser Herd der Unruhe ist ja gerade durch das Gesetz entstanden und soll durch es erhalten werden! Und für dieses Gesetz sind ja allerdings nicht wir oder unsere Erfahrungen in der Arbeit maßgebend und verantwortlich gewesen!

Vielleicht weiß Herr D. Schian eine Antwort auf die Fragen, die uns von Laien fast täglich gestellt werden, von Laien jeden Alters und Geschlechtes aus den Gemeinden, in denen wir zu arbeiten haben: Wie konnte es zu diesem rückständigen, unorganischen und unlogischen Gesetz überhaupt kommen? Was veranlaßt die Kirche denn dazu, so zu tun, als sei von vornherein sicher, daß die Frau weniger befähigt und weniger begabt für die kirchliche Arbeit sei, wenn man auf allen anderen Gebieten des Geisteslebens sich längst mit der Tatsache abgefunden hat, daß die Arbeitsweise der Frau vielleicht etwas anders, aber darum nicht weniger wert und nicht weniger notwendig ist als die des Mannes!

4

Abschließend sehen wir uns in der Lage, feststellen zu müssen: Es ist nicht theologische Besinnung, Rückgang auf die Sache des Evangeliums und seine Verkündigung in dieser Welt, die die Theologin vom vollen Amt ausschloß und ausschließt. Man kann auch nicht annehmen, daß um der Ordnung in der Kirche willen eine derartige Unordnung, wie sie das Gesetz notwendig zur Folge hat, habe entstehen müssen. In einer Zeit und in Landeskirchen, wo Spezialämter für Krematorien, Friedhöfe, für Leitung von Jugendverbänden usw. nicht nur gestattet sind, sondern eigens geschaffen werden und getragen werden können, Ämter, die doch höchstens Notbehelf zu sein vermögen, aber niemals gemeindeaufbauend wirken können, hätte man es sich allen Ernstes versagen sollen, innerhalb der Gemeinden ein derartig destruktiv wirkendes „Amt" zu schaffen, wie es das Vikarinnenamt ist.

Wenn also bei der Entstehung des Gesetzes nicht theologische Erwägungen und praktische Notwendigkeiten das entscheidende Moment gewesen sind, wenn ferner nicht Rücksicht auf die Ordnung innerhalb der Kirche maßgebend gewesen sein kann, so bleibt nur noch eine Annahme übrig, nämlich diese: Hintergrund des Gesetzes ist, sagen wir es einmal gerade heraus, eine gewisse Auffassung von der Minderwertigkeit, d. h. hier Ungeeignetheit der Frau zu dem eigentlichen kirchlichen Amt, die man zuweilen biblizistisch zu begründen versucht. Ferner ist diese Auffassung begründet durch den Konkurrenzgedanken und die auf anderen Lebensgebieten längst erledigte Fabel von der „Überlegenheit" des männlichen Geschlechts.

Zum Schluß: Wenn Herr Generalsuperintendent D. Schian der Ansicht ist, daß die Theologinnen, die das volle Amt fordern, die gesamte Situation nicht verstehen, so möchten wir darauf nur sagen, daß wir sie allerdings verstanden zu haben glauben. Und zwar so, daß wir wissen, mit welchen Peinlichkeiten es verbunden ist und welche Folgen es hat, Behörden und zumal Kirchenbehörden und ihre gültigen Gesetze anzugreifen. Dazu aber entschließt man sich weder aus Ehrgeiz noch um sich beliebt zu machen. Wenn wir es gewagt haben, uns in all diese Spannungen und Nöte hineinzustellen und noch darin zu verharren, so geschah und geschieht das lediglich aus dem Grund, daß wir damit dem tiefsten Interesse und dem Anspruch der Kirche auf unsere Mitarbeit zu dienen meinen.

Man möge versuchen, uns davon zu überzeugen, daß wir uns hierin irren, es ist aber weder klug noch gerecht, geschweige denn christlich, Menschen, die in der Ausgestaltung ihrer Arbeit von Schwierigkeiten und Nöten überhäuft sind und alle Kraft nötig haben, um diesen Spannungen standzuhalten, wenn man diesen Menschen das Leben noch schwerer macht als nötig.

Wir würden es begrüßen, wenn für die Zukunft alle, die sich für berechtigt halten, über den Beruf und die Haltung der Theologinnen etwas auszusagen, sich der Mühe und Arbeit unterziehen wollten, diese Arbeit einmal zu beobachten, nicht nur Tage lang, sondern für Wochen und Monate, und dabei einmal sich vorzustellen, daß sie selber diese Arbeit tun sollten und zwar für ein ganzes Leben. Wir glauben, daß Vielen die Lust zu Angriffen und Anklagen vergehen würde.

Köln Ina Gschlößl Annemarie Rübens

Ist der Satz „Geboren aus Maria der Jungfrau" ein Glaubenssatz?

Die folgenden Zeilen sind veranlaßt durch die Äußerungen des Herrn D. Sperl zum Prozeß Knote in dieser Zeitschrift Nr. 3. Ich habe indessen nicht die Absicht, damit in die Erörterung dieses Prozesses einzugreifen. Wohl aber ist mir — und vielleicht auch Anderen — daran gelegen, einige Sätze von Herrn D. Sperl grundsätzlich zu beleuchten und damit etwas zur Klärung der Lage beizutragen. Rade hat vollkommen Recht (Sp. 124): „So vornehm wie die heutige Generation mit diesen Schwierigkeiten umspringt, geht es nicht." Neues kann man dazu freilich überhaupt nicht mehr sagen. Aber es scheint, daß das Alte und Selbstverständliche nicht oft genug wiederholt werden kann.

Etwas vorweg. D. Sperl wirft die grundsätzliche Frage auf: „ob es ganz im allgemeinen möglich ist, daß irgendeine christliche Religionsgemeinschaft ihren Amtsträgern die Freiheit einräumt, ihrem Amtsauftrag fortgesetzt zu widerzuhandeln, wo ihr persönliches Gewissen ihnen das zu fordern scheint." Ich setze dieser Frage die andere ent-

gegen, ob es einer nichtkatholischen Kirchengemeinschaft gestattet ist, ihren Amtsauftrag so zu gestalten, daß er mit dem persönlichen Gewissen mancher Amtsträger notwendig in Widerstreit kommen muß. Aber ich habe gar nicht die Absicht, bei dem persönlichen Gewissen, über das im Zusammenhang des Verfahrens gegen Knote schon genug geredet ist, zu verweilen, sondern ich denke nur einige Feststellungen zu machen, an denen kein kirchliches Gericht, und also auch Herr D. Sperl nicht, vorübergehen kann, weil es sich um geschichtliche Tatsachen handelt, die unbeachtet zu lassen weder einem Juristen noch einem Theologen erlaubt ist.

D. Sperl fragt: „Ist der Bekenntnissatz ‚geboren aus Maria der Jungfrau' ein integrierendes Stück der uns anvertrauten Gotteswahrheit, oder ist das nicht der Fall? Ist er es nicht, dann haben wir auch kein Recht, ihn zu glauben, dann muß er bekämpft werden." Zur Antwort scheint es mir nicht überflüssig, zunächst den Hauptsatz der „Erklärung" der Eisenacher von 1892, auf die schon Rade Bezug genommen hat, im Wortlaut wiederzugeben.

> Wir müssen es als eine betrübende Verwirrung der Gewissen bezeichnen, wenn z. B. in einer der öffentlichen Protesterklärungen behauptet worden ist: „daß der Sohn Gottes ‚empfangen ist von dem Heiligen Geiste, geboren von der Jungfrau Maria', das ist das Fundament*) des Christentums; es ist der Eckstein, an welchem alle Weisheit dieser Welt zerschellen wird." Weder die Schrift noch die evangelischen Bekenntnisse haben der in den ersten Kapiteln des ersten und dritten Evangeliums enthaltenen Erzählung eine solche für den Glauben entscheidende Bedeutung gegeben. In der Heilspredigt Jesu und seiner Apostel ist kein Hinweis auf sie enthalten. Es ist daher eine Verkehrung des Glaubens und eine Verwirrung der Gewissen, wenn im Namen von Schrift und Bekenntnis eine Behauptung ausgesprochen wird, die den entgegengesetzten Schein erweckt.

Während ich diese Sätze nachschreibe, habe ich die Empfindung, daß dem Wort für Wort Richtigen Weiteres eigentlich nicht hinzugefügt zu werden braucht. Aber vielleicht kann das Richtige noch etwas verdeutlicht werden.

Die Frage D. Sperls, ob der Satz von der Jungfrauengeburt ein integrierendes Stück der uns anvertrauten Gotteswahrheit ist, kann bejahend nur beantwortet werden, wenn die Behauptung der „Erklärung", daß sich in der Heilspredigt Jesu und der Apostel kein Hinweis darauf findet, widerlegt wird. Das ist bisher nicht geschehen. Herrn D. Sperl fällt die Beweislast dafür zu, daß der Apostel Paulus jenen Satz, ich will nicht sagen: gekannt hat — denn er könnte ja in einem verloren gegangenen Brief davon gesprochen haben —, aber daß er ihm entscheidende Bedeutung zugemessen hat. So lange D. Sperl diesen Beweis nicht erbracht hat, so lange hat er nicht das Recht, von jenem Satz als einem integrierendem Stück der uns anvertrauten Gotteswahrheit zu reden.

Folgt aber daraus, daß er auch nicht das Recht hat, an ihn zu „glauben"? Beileibe nicht. Nur muß er sich darüber klar sein, daß er hier das Wort „glauben" falsch anwendet. Es handelt sich gar nicht um den Glauben, sondern um das Fürwahrhalten. Muß man denn immer wieder sagen, daß das ganz verschiedene Dinge sind? Muß man denn immer und immer wieder den Finger darauf legen, daß auch das Bekenntnis nicht den Glauben an jenen Satz verlangt? Es heißt: „Ich glaube an Jesus Christus, Gottes eingeborenen Sohn", und was im Relativsatz, bzw. griechisch als Partizipium, angefügt ist, ist nur die Wiedergabe dessen, was diejenigen, die das Bekenntnis zusammengestellt haben, für die selbstverständliche Voraussetzung ihres Glaubens hielten. Sie wußten eben oder meinten es auf Grund ihnen gewordener Überlieferung zu wissen, daß Jesus Christus, der Gegenstand ihres Glaubens, von einer Jungfrau geboren sei, und nunmehr verlangten sie, daß Jeder, der sich zu ihrer Gemeinschaft rechnen wollte, das anerkenne. Dies ist der einfache, klare Tatbestand.

Stehen die Dinge aber so, so kann Herrn D. Sperl und den Millionen von Christen, die so denken wie er, freilich das Recht nicht bestritten werden, sich von der Gemeinschaft derer loszusagen oder diejenigen aus ihrer Gemeinschaft auszustoßen, die anders denken, wohlgemerkt, nicht nur die Amtsträger, sondern auch die Millionen von Christen, die deren Ansichten teilen. Sie können es nur nicht im Namen des Christentums als des Niederschlags der Heilspredigt Jesu und seiner Apostel. Wenn ich Sperl aber recht verstehe, denkt er auch gar nicht daran, uns aus seiner Gemeinschaft auszustoßen. Nur den Amtsträgern will er nicht erlauben, ihrem „Amtsauftrag" zuwiderzuhandeln. Ist denn dieser Amtsauftrag etwa ein Kräutchen Rühr-mich-nicht-an, gar auch ein integrierender Bestandteil der uns anvertrauten Gotteswahrheit? Und wenn nicht, warum kann er denn nicht, um Ärgernis zu vermeiden, anders und weitherziger gefaßt werden? Niemand will ja Herrn D. Sperl und den Millionen Christen, die ihm beifallen, ihr Bekenntnis verkümmern. Mögen sie, für die nun einmal jener Satz und andere des Bekenntnisses unerläßliche Voraussetzung ihres Glaubens sind, doch weiter daran festhalten. Aber sie sollten davon lassen, den Millionen ebenso gutgläubigen Christen ein Joch aufzulegen, das aus einer ganz anderen Werkstatt als der des Evangeliums stammt.

Gießen Gustav Krüger

Nachschrift

Nachdem ich ihm die vorstehenden Zeilen eingesandt hatte, hat mich Rade mit den Ausführungen bekannt gemacht, in denen D. Sperl schon vor Monaten den von mir verlangten Tatsachenbeweis anzutreten versucht hat*). Ich habe sie mit Aufmerksamkeit gelesen, aber nichts darin gefunden, was mich veranlassen könnte, meine Worte anders zu fassen. Wer sie mit Verständnis liest, muß bemerken, daß mir gar nicht daran liegt, die Erörterung über das Alter der unserem Satz zu Grunde liegenden Überlieferung aufzunehmen. Das würde ja doch nicht weiterführen. Schlagende, d. h. Jedermann einleuchtende Beweisgründe gegen die Überlieferung können weder aus dem Neuen Testament noch aus der späteren Geschichte beigebracht werden. Darin hat D. Sperl, der diesen Satz formuliert, ganz Recht. Wäre es anders, so brauchten wir uns nicht zu streiten. Aber darauf kommt es für die uns beschäftigende Hauptfrage gar nicht an. Bei ihr liegt aller Nachdruck darauf, ob man in der ältesten Zeit, ob also insbesondere der Apostel Paulus dem Satz „geboren aus Maria der Jungfrau" entscheidende Bedeutung beigelegt hat, ob er in ihm „Fundament" und „Eckstein" des christlichen Glaubens gesehen, seine Anerkennung also zur Grundbedingung der Zugehörigkeit zur christlichen Gemeinde oder des Verkündigungsrechtes ihrer Geistlichen gemacht habe.

Dieser Beweis ist auch von D. Sperl nicht erbracht worden, er kann überhaupt nicht erbracht werden. Die Berufung auf Röm. 1, 3 reicht dazu wirklich nicht aus. Sperl hält die Worte: „Der geboren ist von dem Samen Davids nach dem Fleisch und kräftiglich erwiesen ein Sohn Gottes nach dem Geist" für vereinbar mit der Annahme, daß Paulus um die Jungfrauengeburt gewußt (bitte: nicht an sie „geglaubt") habe. Das ist wiederum sein gutes Recht, obwohl es mir unverständlich bleibt, wie man solches Wissen aus unserer Stelle herauslesen kann, wenn man nicht von vornherein in der Meinung befangen ist, Paulus müsse jene Überlieferung gekannt haben. Aber mag man aus der Stelle herauslesen, was man will, an dem von mir dargelegten und betonten Sachverhalt wird dadurch nicht das Mindeste geändert. Dann aber bleibt es auch dabei: das Verdammungsurteil, das Sperl im Namen seiner Kirchengemeinschaft auch jetzt wieder (man vergleiche den Schluß seiner Ausführungen) über diejenigen fällt, die in der Überlieferung von dem Natus ex virgine keinen den Glauben bindenden Bestandteil der Heilsverkündigung und somit in ihrer Ablehnung auch keine „Untreue" gegen die den Gläubigen „anvertraute Gotteswahrheit" zu sehen vermögen, ist eine Versündigung gegen den Geist der Heilspredigt Jesu und seiner Apostel, d. h. aber des Evangeliums.

G K

*) Sperrungen in der Vorlage.

*) Natus ex virgine. Korrespondenzblatt für die evangelisch-lutherischen Geistlichen in Bayern 1929, Nr. 48 (25. November) und 49 (2. Dezember).

Grundsätzliches zum Prozeß Knote

Zu den in Nr. 3 gebrachten Erörterungen eines der Spruchrichter hat zwar schon das Nachwort des Herausgebers die entscheidende Antwort gegeben. Vielleicht darf aber doch noch von bayrischer Seite ein kurzes Wort dazu gesagt werden, zumal da die dortige Bemerkung über die geringe Erregung der Gemüter im Prozeß Knote gerade auch die bayrische Kirche und Pfarrerschaft trifft. Daß der Fall Knote und sein Echo bezeichnend ist für die innere Lage unserer Theologie und Kirche, wird dabei, ohne daß es besonders gezeigt wird, nur noch deutlicher ins Licht treten.

So sehr auch, wer sich immer zustimmend zu Knotes Amtsenthebung stellt, den Schutz der reinen Lehre und lauteren Verkündigung in den Vordergrund schiebt, so sehr sich gewiß auch Mitglieder des Spruchgerichtes von diesem Gesichtspunkt leiten ließen — *darum* geht es in Sachen Knotes nicht. Das ist eine völlige Verschiebung des Zielpunktes. Dafür spricht doch allein schon die Tatsache, daß noch keinem jener schließlich wohl über 60 Unterzeichner der Erklärung im Falle Leimbach*) mit einem Lehrzuchtverfahren gedroht worden ist, daß auch noch keinem derer, die sich jetzt etwa gegen die Formel „geboren aus Maria der Jungfrau" gewandt haben, offizielle Vorhaltungen darüber gemacht worden sind, ja daß vielmehr sogar dem Führer im Kampfe für Leimbach und Knote gerade in dieser Zeit der ihm lange vorenthaltene Titel „Kirchenrat" verliehen worden ist. Nicht um die Reinhaltung der Lehre geht es. Kann das etwa noch deutlicher in Erscheinung treten als dadurch, daß man, um Knote stürzen zu können, eben nicht mit dem Lehrzuchtverfahren auskam, sondern dafür erst ein eigenes Gesetz schaffen mußte? Kann das etwa noch grotesker ausgedrückt werden als dadurch, daß ausdrücklich erklärt wird, die Lage sei erst dann unhaltbar geworden, als Knote eine Taufe ohne Apostolikum hielt (Sp. 121), so daß also Knote trotz seiner dogmatischen Stellung ruhig predigen und unterrichten durfte!

Es sei nun aber bei dieser Gelegenheit auch mit aller Entschiedenheit darauf hingewiesen, daß es durchaus unberechtigt ist und aller Folgerichtigkeit entbehrt, wenn für die Reinerhaltung der Lehre nur immer auf das Natus ex virgine hingewiesen wird. Die Urteilsbegründung gibt dazu keinen Anlaß. Sie redet nur einmal — ohne dabei abzuwägen — von den drei Sätzen, deren Gebrauch Knote im besonderen ablehnt: „Geboren aus Maria der Jungfrau, niedergefahren zur Hölle, Auferstehung des Fleisches." Warum wird nur einzig und allein vom Natus ex virgine gesprochen? Sind nicht die beiden anderen Formeln gleiche Perlen an der gleichen Schnur? Es scheint, als würde in Sp. 120 mit Nein geantwortet; denn dort erklärt ja einer der Unterzeichner jener Urteilsbegründung, daß Knote „außer *einem* sachwichtigen Punkt den sonstigen sachlichen Inhalt unseres Grundbekenntnisses mit Überzeugung festhält". Ein Mitglied des Spruchkollegiums unterscheidet also selbst zwischen sachwichtigen und nicht sachwichtigen Punkten im Grundbekenntnis, zwischen Formulierung und ihrem Inhalt, und scheint die zwei anderen Punkte freizugeben. Darf dann — wie es geschehen ist — die Frage nach den Gründen der Gültigkeit jener einzelnen Formulierungen einfach mit Hochheben der Agende beantwortet werden?

Aber es geht eben nicht um die dogmatische Geltung des Apostolikums und nicht um die Reinhaltung der kirchlichen Verkündigung. Die entscheidende Frage im Fall Knote ist nun und nimmer: „Glauben und lehren Sie die einzelnen Sätze des Apostolikums in ihrem wörtlichen Verständnis?" — sondern einzig und allein: „Sind Sie bereit, bei den vorgeschriebenen Gelegenheiten die betreffenden Formeln zu gebrauchen — ohne Rücksicht nun auf das, was Sie sich dabei denken und wie Sie sonst Ihre Gemeinde diese Aussagen zu verstehen leren?" Daß diese Tatsache nicht in ihrer ganzen Klarheit in Erscheinung tritt, das ist lediglich eine Folge jener Sp. 120 angeführten Tatsache: „Wo Gesetzesparagraphen sind, da entstehen Zwangsläufigkeiten, leicht Weitläufigkeiten." Die Landessynode von 1927 hat für jenes Gesetz die Formulierung „Ablehnung aus ... Gewissensüberzeugung" ausdrücklich abgelehnt und sich auf die „Ablehnung aus Glaubensüberzeugung" beschränkt. Darum — darum allein! — mußte nun die „der Kirchenordnung entgegenstehende Glaubensüberzeugung" nachgewiesen werden. Und hier liegt nun die eigentliche Tragik des Spruchgerichtes, aber auch die ganze Furchtbarkeit seines Urteils und seiner Urteilsbegründung. Knotes Glaubensüberzeugung und Lehre scheint durchaus tragbar gewesen zu sein. Aber um den Paragraphen anwenden zu können, mußte man — ohne erst ein Lehrzuchtverfahren durchführen zu können! — seine Glaubensüberzeugung als der der kirchlichen Ordnung entgegenstehend dartun. Knote hat immer wieder um den Nachweis gebeten, daß das Ja zu den ihn bedrängenden Formulierungen des Apostolikums zur Substanz, zu den wesentlichen Bestandteilen des evangelischen Glaubens gehöre. Das Spruchgericht hat sich für dazu unzuständig erklärt; aber es hat dennoch im gleichen Atemzug festgestellt, daß Knote den Tatbestand einer entgegenstehenden Glaubensüberzeugung erfülle. Die geringe Erregung der Gemüter hängt unzweifelhaft auch damit zusammen, daß Pfarrer aus dieser Haltung des Spruchgerichtes zu deutlich als seine Losung heraushören: Sic volo, sic iubeo — stat pro ratione voluntas![2]) und daß sie bei solcher Sachlage jede Aussprache für von vornherein aussichtslos halten zu müssen meinen[3]).

Die Zwangsläufigkeit des Gesetzesparagraphen also hat die dogmatische Frage hereingebracht; und das geschah — auch dies darf nicht übersehen werden — durch das Spruchgericht, nicht durch den Landeskirchenrat oder eine andere Vertretung der Landeskirche[4]). Diese Scheidung ist freilich nicht gerade in die Augen springend, zumal ja Vorsitzender des Spruchgerichtes und Kirchenpräsident und Vorstand des Landeskirchenrates ein und dieselbe Person ist[5]), aber sie ist notwendig. Das Spruchgericht, nicht die Landeskirche, hat erklärt, daß Knotes Glaubensüberzeugung in den genannten drei Punkten dem bekenntnis- und lehrmäßigen Gehalt des Apostolikums entgegenstehe. Darum ist es unmöglich, anzufragen, welches denn eigentlich der lehrmäßige Gehalt des „Niedergefahren zur Hölle" sei oder ob wirklich nur der buchstäbliche medizinische Verstand des Natus ex virgine seinem bekenntnismäßigen Gehalte entspreche oder ob nicht vielleicht doch die Auferstehung des Fleisches als eine Auferstehung des Leibes verstanden werden dürfe. Das Spruchgericht ist zur Verbescheidung solcher Anfragen nicht zuständig; sie müßten aber unbedingt gestellt werden, wenn in der Urteilsbegründung eine Äußerung der Landeskirche erblickt werden sollte. In diesem Falle würde dann aber auch der Prozeß Knote aufhören eine Angelegenheit nur der Pfarrerschaft zu sein, sondern er würde dann mit einem Schlage auch z. B. die gesamte Lehrerschaft, die so weithin Religionsunterricht erteilt, angehen.

*) RGG ² 3, 1568.

[2]) „So will ichs, so befehl ichs; zur Begründung genügt, daß ichs will!"

[3]) Wozu noch manches Vorkommnis vor, während und nach der Verhandlung nicht unerheblich beitrug.

[4]) Daß das so ist, geht ja schon allein aus der bereits erwähnten Tatsache hervor, daß weder gegen Knote noch gegen einen der vielen, die dogmatisch ähnlich stehen, irgendwie von einem Lehrzuchtverfahren die Rede war oder ist.

[5]) Richter und Ankläger sind teilweise identisch!

Die entscheidende Frage liegt also keineswegs auf dogmatischem Gebiete, sondern einzig und allein auf dem der kirchlichen Ordnung. Nicht um Glauben und Lehren geht es, sondern um den Gebrauch einer Formel. Und da muß nun allerdings zunächst einmal mit aller Offenheit ausgesprochen werden, daß — und gerade dies wieder macht die Haltung der bayrischen Pfarrerschaft so schwierig — die Übung der Landeskirche bisher weitherziger, evangelischer war als die Knotes. Sie kannte und billigte stillschweigend unsere Einsicht in die Unzulänglichkeit und Bildhaftigkeit aller Formulierungen, aus der heraus wir Vielen, die wir nicht alle Sätze des Apostolikums für adäquate Darstellungen ihres bekenntnis- und lehrmäßigen Gehaltes halten, es dennoch in der Freiheit der Liebe verwendet haben und weiter verwenden wollen, ohne uns die Vermutung unterschieben zu lassen, als vollzögen wir mit seinem liturgischen Gebrauch ein Bekenntnis zu seinem gesamten Wortlaut in der deutschen Übersetzung. Stehen wir so grundsätzlich auf der Seite unserer Landeskirche in ihrer bisherigen Haltung, so reichen wir dennoch auch Knote die Hand, obwohl er uns in seiner grundsätzlichen Stellung zur Bedeutung überlieferter Formulierungen zu eng zu sein scheint; denn in einer Zeit, in der die Kirche nicht ganz ohne ihre Schuld in den Verruf gekommen ist, als nähme sie ihre Verkündigung selbst nicht ernst, ist die rückhaltlose Wahrhaftigkeit eines Mannes, der keine Formel gebrauchen will, die von den Zuhörern nicht in genau dem Sinne verstanden wird, in dem er selbst sie auffaßt, doch wirklich nur anerkennenswert. Wir lassen dabei ruhig das Urteil der Sp. 122 über uns fällen: „Wer sich eine solche Wahrhaftigkeit bezüglich des Glaubensbekenntnisses vorstellen kann, die mit Glaubensüberzeugung nichts zu tun hat, der mag es tun; uns wird er von Grund aus unverständlich nicht nur unter dem Gesichtspunkt christlicher Gläubigkeit, sondern noch mehr unter dem christlicher Sittlichkeit." Wir bitten nur, sich nicht darüber zu wundern, wenn wir dann jede weitere Aussprache für unmöglich halten. Wir halten eben daran fest, daß man durchaus im Einklang mit dem bekenntnis- und lehrmäßigen Gehalt einer Aussage stehen kann, auch wenn man ihre überlieferte Formulierung für mißverständlich, für einer von der unseren verschiedenen Vorstellungs- und Darstellungswelt entsprungen hält.

So bleiben wir dabei: Es geht nicht um eine dogmatische Frage — die ist auch in Bayern stillschweigend erledigt! —, sondern lediglich um eine Frage der kirchlichen Ordnung. Wenn die Urteilsbegründung so verstanden sein will, daß Jeder, der die Formulierungen des Apostolikums für unzureichend, für Mißverstände ermöglichend, ja Mißverständnisse herausfordernd ansieht, in Widerspruch stehe zu ihrem bekenntnis- und lehrmäßigen Gehalte, so können wir ihr darin keinerlei normative Bedeutung für unsere Landeskirche zuerkennen. Sie müßte dann Privatmeinung der Männer bleiben, die sie unterzeichnet haben. Eine Atomisierung des Glaubensbegriffes in der Richtung, daß sich die richtige oder falsche Glaubensüberzeugung aus der Zustimmung zu einer bestimmten Anzahl von einzelnen Glaubenssätzen ergäbe, müßte zudem von vornherein als unevangelisch abgelehnt werden. Aber um all das geht es ja doch im Fall Knote gar nicht, auch dann nicht, wenn das Spruchgericht oder einzelne seiner Mitglieder dieser Meinung sind! Es geht schlicht und einfach um die Ordnung der Kirche. Und daß diese im Morgengrauen der Vierjahrhundertfeier des Bekenntnisses, das ausdrücklich erklärt: „Zur wahren Einigkeit der christlichen Kirche ist genug, daß da einträchtiglich nach dem reinen Verstand des Evangeliums gepredigt werde, und ist nicht not, daß allenthalben gleichförmige Zeremonien, von den Menschen eingesetzt, gehalten werden" (Augsburger Bekenntnis Art. 7), mit so brutalen Mitteln eines dürftigen Vereinsgesetzes aufrecht erhalten werden soll und wird, davor stehen wir erschüttert still, so still, daß wir dazu nur noch zu schweigen vermögen! Denn wo die Kirche nicht mehr Kirche = Leib des lebendigen Christus zu sein wagt, sondern sich selbst preisgibt und zu einem Verein erniedrigt, da bleibt zunächst kein anderer Weg! Nur — gesagt muß es einmal sein!

Arzberg, OFr. Matthias Simon

Hugo von Hofmannsthal

1

Hugo von Hofmannsthals dichterische Erscheinung hat in fast allen Literaturgeschichten, bei Gelegenheit kritischer Erörterungen, stets Urteile veranlaßt, die nach der einen oder andern Richtung abirrten. Bei der Aufnahme und inneren Verarbeitung seiner Werke hat sich immer ein subjektives Element in die Analyse und Betrachtung geschlichen, sei es, daß Hofmannsthal mehr oder weniger leidenschaftlich abgelehnt, sei es, daß er — wie von Rudolf Borchardt — auf Grund der ersten Jugendwerke ganz erheblich gepriesen wurde. Niemandem aber ist der Gedanke gekommen, diesen Dichter und sein Werk einmal als menschliche Persönlichkeit zu suchen und darzustellen, nach des Dichters eigenem Worte: „Man hat sich den Erzeugnissen neuer Dichter absolut gegenüberzustellen, mit keiner anderen Intention als der, ein gehobenes Menschliches darin zu finden, woran sich unbedingt teilnehmen läßt." Vor diese unbedingt gültige und jedem tieferen Verstehen allein zu Grunde zu legende Zielsetzung aller literarischen Kritik und Analyse, Betrachtung und Einführung hat Hofmannsthal aber noch eine Warnungstafel aufgerichtet: „In das Innere von Kunstwerken gelangen wir nie; es ist schon genug, um sie herumgehen und Einiges abmerken zu dürfen." Diese Warnung gilt jedoch wohl mehr von malerischen, bildnerischen, architektonischen Kunstwerken: in das Innere der Dichtung führt die Intuition, das Nacherlebnis, die Hingabe tiefer ein, als Hofmannsthal zugeben möchte. Seine prosaischen Schriften sind in vielem Betracht selbst ein Zeugnis für das Eindringen in den Kern poetischer Gestaltungen.

„Ein gehobenes Menschliches darin zu finden, woran sich unbedingt teilnehmen läßt" gehen wir bei Hofmannsthals Dichtung wie bei aller Dichtung aus. Wie steht es hier um den menschlichen Teil? Er präsentierte sich bei diesem Wiener, der aus altem jüdischen Patrizierhause stammt, von Jugend an in fester Umrissenheit. Schon der Siebzehnjährige folgte nicht dem üblichen Drange aller Jünglinge, sich dem Leben tatfreudig, erlebnisgierig hinzugeben und sich vom Leben wie von einem herrlichen Wein trunken machen zu lassen. In ihm stießen nicht Schmerz und Lust, Leid und Freude in starkem Gegensatz, voller Ekstase aufeinander, meldete sich keine drauflosstürmende Energie, kein seliges Gestammel, kein Überschwang. Er war vielmehr schon als Jüngling von gemessener Haltung, besonnener Würde, geschmackgezüchteter Erzogenheit, von adligem Wuchs und Wollen. Reife kennzeichnete ihn, eine Frühreife, die — und das ist sein Besonderes — nicht einmal angenommen, sondern echt war. Dieser reiche Patriziersohn trug nicht etwa nur die Werke des mit einer vornehmen Kultur Belasteten, des nur in vornehmer Atmosphäre Existenzmöglichen, sondern ihm war es von Jugend an wider die Natur, gegen die Gesetze einer sensiblen Geschmacksweltanschauung, einer steten ästhetischen Kultur, einer Kunstwelt und einer aristokratischen Lebenshaltung zu verstoßen, zu leben. Gewiß wirkte der Einfluß des Stefan George-Kreises, zu dessen ersten Jüngern Hofmannsthal gehörte, auf den noch Bildsamen mit. Aber was von dorther ihm zukam, lag doch schon in seiner Art, in seinem Blut und sprach sich auch vom ersten Gedicht und Drama an aus.

Diese in seinen ersten dichterischen Äußerungen durchbrechende ästhetisch-kulturelle, kunstartistische, aristokratisch-geschmäckerische Einstellung zum Sein bestimmte den Inhalt, die Form der Dichtung nicht nur unbewußt, sondern ganz bewußt. Es ist das zweite Element der Hofmannsthalschen Natur, daß dieser Dichter ein ganz bewußt Schaffender nach Form und Inhalt seiner Werke ist. Diese Bewußtheit führt schon im Anfang zu einer außerordentlichen Steigerung der formalen Mittel und Möglichkeiten: hier unterstützt von der Veranlagung zur vollen musikalischen Ausnützung der Sprache in Melodien, Rhythmen, Klängen, Reichtum, Fülle, Vielfalt, Reim, Vers und Spannung. Ferner aber auch zu einer ganz bestimmten Wahl der Stoffe, die nun immer unter dem Gesichtspunkte des aristokratisch-kulturellen Geschmacks und der möglichen Formgestaltung gesehen werden.

So bekommt Hofmannsthals Weg und Entwicklung von Jugend auf etwas Festgelegtes. Dieser Weg des jungen Teofil Morren und Loris von der ersten Lyrik sowohl in den kleinen Dramen, wie auch in den Gedichten zu „Elektra", zu den Richard Straußschen Opern, zu der dichterischen Erscheinung, als die Hofmannsthal heute vor unserem Wissen, in unserem Erleben steht, kann uns keineswegs mehr erstaunen. Denn fügt man die weiteren, für die schöpferische Weisheit nicht mitbestimmenden Elemente der Hofmannsthalschen Natur hinzu, hat man auch die volle Einsicht dafür in der Hand, warum der Dichter diesen und nicht den Weg, den Preisende seiner Jugenddichtungen ihm voraussagten, gehen mußte. Die erwachende Männlichkeit ließ sich nicht in den ästhetischen Kostbarkeitskäfig seiner Jugendwerke sperren: der Bezirk, den er hier bewältigt hatte, war nach allen Seiten ausgeschritten. In ihm wurde der Drang stärker, doch am ursprünglichen Leben mehr als in dem ersten Jahrzehnt seiner dichterischen Produktion teilzunehmen. Dieser Trieb führte ihn zu „Elektra", zu „Ödipus und die Sphinx", nachdem er erst einmal dem Stimmungseinflusse Venedigs, der italienischen Renaissance entronnen war. Daß er diese Hingabe an ursprünglichste Erlebnisstoffe auf seine Art, bewußt und mit artistischer Einstellung, überwand, ist eben sein Charakteristikum. Fernerhin brachte ihn der Drang, das wirkliche Leben aber doch zu ergreifen, zu umarmen, zu erfahren, dazu, an der künstlerischen, literarischen Gegenwart mehr teilzunehmen, als seinem Schaffen vielleicht zuträglich war. Es erwachte in ihm eine gewisse Aktivität im Kleinen wie im Großen.

Diese Aktivität führte eine gewisse Veräußerlichung herbei: das Theater hatte ihn in Besitz genommen. Der Erfolg am Theater richtete sich als einer seiner Lebensziele auf: der Erfolg herausgeboren aus seinem Gefühl innerer Verpflichtung, nachdem die „Elektra" erst einmal alle Bühnen erobert hatte. Die Bewußtheit der Stoffsuche auch unter Theater-, also nicht rein menschlichen noch dichterischen Gesichtspunkten begann. Einflüsse Max Reinhardts, Richard Strauß' und Anderer wirkten mit: Hofmannsthal schuf die besten Opernlibrettis, die wir in Deutschland besitzen; aber es waren eben doch Opernlibrettis, die keine schöpferische Weiterentwicklung der menschlichen Persönlichkeit des Dichters bedeuteten. Hier leistete — ebenso wie bei der unendlich verdienstvollen Erneuerung des „Jedermann"-Spieles — der Künstler, der Könner, der Artist, der unbeirrbar Geschmackvolle Bedeutendes, aber der Dichter als Neuschöpfer schwieg. So ging der eigentlich wesenhafte Hofmannsthal, uns aus den Jugenddichtungen „frühgereift und zart und traurig" eine innere Beziehung zu sich erweckend, verloren.

Ein Schicksal liegt über dieser Dichterentwicklung. Soll man dieses Schicksal aburteilen? Es wäre überheblich und sinnlos. Man kann vielleicht darum trauern, ist dann aber absolut subjektiv. Viel sachlicher und dem Wesen des jungen Hofmannsthal mehr entsprechend wird sein, das Schicksal als solches zu nehmen; denn es hat eine dichterische Schöpferkraft — die in sich vielleicht nicht stark genug war, um ständig aus eigenen Wesenheiten schöpfend ursprünglich neue Werke gebären zu können — wenigstens zu einer Entwicklung kommen lassen, die festhielt am geschlossenen Kunstwerk, und das in einer Epoche, da die Kunst sich aufzulösen drohte in Naturalismus und Schrei! Hofmannsthal stand für die Generation von 1890 bis 1920 stets als Künstler unter den Dichtern — gleich dem viel abseitigeren Stefan George — mitten im Strome der Zeit und wahrte sein Künstlertum als Vorbild. Er gab z. B. auch mit seinen in den letzten Jahren veröffentlichten Anthologien „Deutsches Lesebuch" und „Wert und Ehre deutscher Sprache" Maßstäbe der zerfahrenen Literatur und den formlosen Literaten. Er wirkte als Schaffender wie als Träger einer hohen Kultur: er stellte die Verbindung her zu jenen Menschheitszeiten, da das Kunstwerk stets als höchstmögliche Menschentat galt und von Allen geachtet wurde.

2

„Geistige Kunst" war es, die von der „ausgewählten Gemeinschaft von Künstlern und Kunstanhängern" und die „Blätter für die Kunst" zu Anfang der neunziger Jahre angestrebt wurde. Eine „geistige Kunst" im gewollten Gegensatz zum materialistischen Naturalismus. Junge Menschen aus kulturgesättigter Region erkannten die Atmosphäre, in der sie traditionsbeschwert und ästhetisch erzogen lebten, an und fühlten sich in ihrer Sensibilität angewidert von der Brutalität des physiologischen Impressionismus. Ihr Sinn galt nicht den Trieben und deren realen Auswirkungen, sondern wieder dem Geist, der Seele, der Innenwelt und der Kunst, wie sie sich in ihren größten Werken offenbart hatte. Der Dichter war für sie Offenbarer der „verknüpfenden Gefühle", der „Weltgefühle", der „Gedankengefühle", wie Hofmannsthal 1907 in einem Vortrag „Der Dichter und diese Zeit" einmal aussprach. Der Dichter vermittelte ihnen „fühlendes Denken, denkendes Fühlen", gerade das, „was die Wissenschaft in grandioser Entsagung als unvermittelbar hinnimmt". Er hat „die Leidenschaft, alles das, was da ist, in ein Verhältnis zu bringen". Indem er den Rhythmus des Lebens einfängt und an nichts vorübergeht. Sein unaufhörliches Bestreben ist, „Harmonien in sich" zu suchen, die Welt, „die er in sich trägt", zu harmonisieren. Er will „die Synthese des Inhalts der Zeit" gestalten.

Der psychologische Impressionismus seiner Jugend bedarf zu seiner vollgültigen Offenbarung der ausgebildetsten Wortkunst. Natur und Erziehung führten Hofmannsthal hierin zu seltener Meisterschaft. Er erfaßte die Sinneseindrücke und vorzugsweise die dunklen Gefühle, das rätselhaft Halbbewußte, den seltsamen Hauch des Todes, der durch alles blühende Leben schwebt, mit allen möglichen Farben, die er zum Tönen, mit allen nur möglichen Vokabeln, die er zu farbigem Leuchten bringt. Er ließ dabei aber das Anschaubare, Anschauliche nicht verschwimmen, sondern blieb im Bilde. Als Lyriker drang er bis an die Grenze dieser sensitiven Möglichkeiten vor: er entglitt nicht in das Blutleere und nur Stilisierende, wahrte stets Gehalt, Greifbarkeit. Denn dieses Einfangen der Stimmungen, Übergangssensationen, Träume, Visionen, Kulturnacherlebnisse war durchzogen von einer pantheistischen Weltanschauung. Der Empfindungsreiz erhält die Grundlage des Ichs, der Persönlichkeit. Schon von den ersten Versen an erschien Hofmannsthal als fest umrissene Persönlichkeit. Deswegen nahm man seine Feierlichkeit ernst, denn es stand gehaltvolle Zucht dahinter. Deswegen wirkte das Ahnungsvolle, Geheimnisreiche, Verfeinerte, die Darstellung des Untertons, der seelischen Unterströmung durch die Fülle der Bilder, kurzum, die Symbolik der Hofmannsthalschen Dichtung, menschlich echt überzeugend. Deswegen erhob sich sein Lyrisches und erstes dramatisches Werk über die Mode.

Trotzdem enthüllte diese Persönlichkeit bald ihre Grenzen. Nur zu bald mußte Hofmannsthal erkennen, daß unter der Fülle der Kunsteindrücke sein Selbst nicht wuchs, ja daß es verloren ging. Es verblieb nur der Trieb nach neuen, immer erleseneren Genüssen, nach neuen Kunstkostbarkeiten, und daneben das immer schärfere Bewußtsein, daß all dies Genießen, all diese Hingabe an das gestaltete Schöne das eigentliche, ursprüngliche Leben nicht ist. Sehnsucht nach diesem eigentlichen Leben wurde wach; nun aber zu spät, denn inzwischen war die Kraft zum eigentlichen Leben zum größten entscheidenden Teil verloren gegangen, der Dichter tat den Ausspruch: „Wir besitzen unser Selbst nicht, von außen wehts uns an", „Unser Selbst ist eine Metapher" und „Meine Menschen sind nichts als das Lakmuspapier, das blau und rot reagiert". Mit seinen Menschen empfand Hofmannsthal sein Selbst als etwas Imaginäres, als Symbol für die Launen der Natur. Hier lag der tiefste Quell der Schwermut des Dichters, der sich schließlich ganz im Banne der Unbeständigkeit aller Sensationen, Reaktionen, Genüsse, allen Seins befindet.

3

Hätte Hofmannsthal in der abgeschiedenen Stille in diese Seelentiefen gelotet, er wäre auf der schöpferischen Linie seiner Art weitergeschritten. Aber seine Natur suchte das ursprüngliche Leben nicht in der Innerlichkeit, sondern im äußeren Zeitumarmen. Er begab sich in die Unruhe seiner Gegenwart, nahm Teil am literarischen Tage. So schlug seine Entwicklung denn die mehr äußerliche Richtung ein: die zur formalen Bezwingung bestimmter Themen, die die Neigung und der durch die von Jugend an geübte ästhetische Zucht zu besonderem Einfluß gelangte Verstand wählten. Die Entselbstung Hofmannsthals machte hier stärkere Fortschritte.

Wir sahen nun, wie der Dichter, dessen Art die Bühne als Schenkerin großer Bilder-, Prunk- und Abenteurerfreuden, als die strengste Zuchtanforderung innerhalb aller Kunstgattungen besonders lag, fortan in eine fremde Gestalt nach der andern, in eine fremde Welt nach der andern, ja auch in ein fremdes Dichtertum nach dem andern untertauchte. Dazu waren freilich seine Eigenkräfte zu stark, als daß er in Euripides und Sophokles, in Elektra oder Ödipus, in der Antike oder im Rokoko sich gänzlich verloren und aufgegeben hätte. Überall gab er seiner Art Entsprechendes: aber dies war nicht so sehr ursprünglich, als vielmehr verstandes-, intuitions- und kulturgeboren, es war der Künstler, der sich hier auswirkte, nicht die menschlich reiche, blutvolle Persönlichkeit. Dadurch erhielten seine Werke etwas Absichtvolles, willensmäßig, wenn nicht willkürlich Bestimmtes, von außen Hineingetragenes, das freilich ihrer Theaterwirkung zugute kam. Man denke nur an das Elektradrama, das von Anfang an als Blutrachesymphonie mit der Psychologie einer hysterischen Vereinsamten angelegt ist und deshalb wie eine pathologische Studie wirkt. Man denke auch an „Ödipus und die Sphinx": hier wird ebenfalls ein psychologisches Thema streng und bewußt durchgeführt.

Die Erneuerung der alten Sagen und Kulturzustände geschah aber nicht — wie etwa in Goethes „Iphigenie" oder „Tasso" — um ihrer selbst, um ihres menschlichen Gehaltes, sondern um einer Wirkung, eines Zieles willen. Nur mitunter erwachte in ihnen — mit wundervoller Erschütterung — der Dichter Hofmannsthal, verdrängte den Könner und Künstler und holte schönste Menschlichkeiten an den Tag, so beim Wiedersehen Orests und Elektras oder auch im Lustspiel „Der Schwierige", wenn hinter dem Firnis aller altösterreichischen Aristokratenkultur das Herz sich meldet, das Blut in seinem liebenden Strome klopft.

In den letzten Jahren seines Lebens, etwa seit seinem fünfzigsten Geburtstage, reifte Hugo v. Hofmannsthal einer wundervollen, wesenhaft deutsch, ja süddeutsch bestimmten Universalität und Weisheit entgegen. Früchte dieser neuen Entwicklung, die uns herrliche Altersblüten versprach, war nicht nur sein guter Einfluß auf Reinhardts Salzburger Festspiele, für die er nach einer Metapher Calderons aus mittelalterlichen Mythen als Allegorien sowie eigenem Erleben „das Salzburger große Welttheater" schuf, sondern auch in eigenen Werken, wie der wegweisenden Rede „Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation", die nun sein Vermächtnis geworden ist, wie dem letzten Trauerspiel „Der Turm", darin mit Hilfe eines historischen polnischen Stoffes die geistige Quintessenz unserer Epoche und ihrer Erlebnisse in bejahendem Gottgefühl offenbart wird; hier gab Hofmannsthal noch einmal ganz sich selbst. Und hier lieben wir ihn wieder, wie wir den Jüngling geliebt haben.

Der Weg dieses Dichters war früh vom Ruhm umstrahlt. Der Ruhm hat vielen Dichtern unserer Zeit ihren Weg verschüttet. Hofmannsthal ist ein Vorbild dafür, daß ein schöpferischer Mensch wohl einmal von seiner Bestimmung abirren kann, doch aber schließlich heimkehrt zu sich selbst, ist er nur zutiefst wahrhaftig gegen sich selbst. Dies war dieser Dichter. Mag die große Entwicklung auch andere Ziele heute anstreben: Eines ist gewiß, Hugo v. Hofmannsthal wird mit den reinen Werken seiner Jugend und seines Alters in Vers und Prosa dauernd der verehrte Meister und Gefährte unserer besten Geister sein.

Berlin Hanns Martin Elster

Bücher und Schriften

Johannes Calvin. Von Heinrich Hoffmann. (Die Schweiz im deutschen Geistesleben, Bd. 65.) Frauenfeld-Leipzig, Huber u. Cie. 1929. 111 S. 2.40 M.

Der Berner Kirchenhistoriker bietet in diesem Bändchen eine gut lesbare, knapp gefaßte Darstellung des Lebenswerkes Calvins. Die einzelnen Abschnitte behandeln „Calvins Werden und erste Wirksamkeit" „Calvins Glaube und Persönlichkeit" „Das Werk in Genf" „Das Wirken in die Weite" „Calvins Bedeutung" „Calvin im deutschen Geistesleben".

Es ist eine höchst anerkennenswerte Tatsache, daß der Verfasser, der seine forschende Liebe in erster Linie dem Aufklärungszeitalter gewidmet hatte, sich so eingehend, wie das Schriftchen es bezeugt, in Calvin vertieft hat, und daß er dem Genfer Reformator dabei eine im Wesentlichen so positive Würdigung angedeihen läßt. Diese Einführung in Calvin wird gewiß in weiten Kreisen dankbar aufgenommen werden. Wir denken uns, daß z. B. Religions- und Geschichtslehrer sie gut werden gebrauchen können. Die neuere Literatur über Calvin ist umsichtig zu Rate gezogen worden. — Irreführend ist die Aussage (S. 10), mit der Scholastik habe sich Calvin nie abgegeben. Angesichts der großen geistigen Auseinandersetzung mit der mittelalterlichen Kirche, die Calvins Lebensaufgabe bildete, wäre dies eine Leichtfertigkeit gewesen, die er sich nicht gestatten durfte. Als ein frühzeitig den „Finsternissen des Papsttums" entsprungener humanistischer Biblizist, der allerdings nie wie Luther und Zwingli auf der theologisch-scholastischen Schulbank gesessen hatte — wir sehen hier ab von seinen drei letzten „Gymnasialjahren" am College Montaigne unter dem Scholastiker Natalis Beda — hat er neben seiner Beschlagenheit im Kirchenrecht sich bald auch wenigstens mit den Sentenzen des Petrus Lombardus genau bekannt gemacht. Das beweist schon die erste Institutio. Ihre späteren Ausgaben zeigen dann eine wachsende Vertrautheit mit Thomas. Anselm wird von ihm zitiert. Er weiß zu unterscheiden zwischen den ältern, noch „gesündern" Scholastikern und der Spätscholastik, nennt bestimmte Doktrinen sei es Hugos, der älteren Franziskanerschule oder der Schule Occams. Kurz er bekämpft die mittelalterliche Theologie als einer, der sie kennt, wenn auch gewiß zum Teil nur aus einem kompendiarischen Sammelwerk ihrer Ausgänge. Wir betonen diesen Sachverhalt hier, um der Meinung zu wehren, als ob der Systematiker der reformatorischen Theologie seinen Kampf in Unkenntnis der klassischen Theologie des Papsttums geführt hätte,

Wir unterlassen weitere kritische Bemerkungen, die Hoffmanns Calvindarstellung noch da und dort wachruft, und freuen uns, wenn sie dazu beiträgt, Calvin unserer Zeit menschlich näher zu bringen. Peter Barth

Drei Vorträge über Blumhardt und Zinzendorf. Berlin, Furche-Verlag 1929. 63 S. 1.20 M.

Das Heft bietet zunächst zwei in Bad Boll gehaltene Vorträge. Pfarrer Lic. Dr. Heinsius von Bretten orientiert über Blumhardts Botschaft von der Liebe Gottes zur Welt, und Unitätsdirek-

tor D. Marx-Herrnhut über Zinzendorfs Botschaft von der Einheit. Beide Vorträge sind wohl geeignet, weiteren Kreisen einen ersten Eindruck von der Innenwelt dieser zwei Gottespropheten zu vermitteln. Besonders empfehlenswert ist aber der dritte von Heinsius gebotene Vortrag, der Christoph Blumhardts Weg zum Sozialismus klarlegt. Unsere Kirchenchristen könnten viel aus ihm über die christliche Stellung zur proletarischen Bewegung lernen.

Martin Eger

Unser Domherr. Von Carolina v. Richthofen. Grimmen i. P., Verlag der Grimmer Kreiszeitung 1930. 48 S. 1 M.

Dem Titel nach ein familiengeschichtliches Gedächtnisbüchlein — es handelt sich um den Breslauer Domherrn Karl Freiherrn v. Richthofen —, der literarischen Form nach ganz anspruchslos — es ist eine Neuausgabe des von der eigenen Mutter gezeichneten Lebensbildes des Domherrn, bereichert um mancherlei Erinnerungen der Herausgeberin —, dem Inhalt nach ein rührendes und ergreifendes Dokument zartester priesterlicher Menschlichkeit, so ist dieses Werklein durch das Vorwort von Friedrich Heiler eingereiht in die Bibliothek der Una Sancta-Bücher, in der es Tieferes zu sagen hat als viele theoretische Werke über das ersehnte kirchliche Einigungswerk. Dieser Freiherr sollte Forstmann werden und machte auch seine Examina. Aber dann wurde er Priester, ein so frommer, lauterer, zarter und feiner, wie manchmal die Heiligenlegende einen Priester zeichnet. Alles liebte ihn, vom hochwürdigsten Bischof bis zum nichtswürdigsten Schulbüblein, und er liebte Alle und war selig im schwarzen Pfarrerrock und im roten Domherrnkragen. Da kam das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes. Der Freiherr konnte sich nicht so schnell damit abfinden, wie er sollte, und wurde exkommuniziert. Da stand er nun, der arme Tor! Er war Mann genug, um sein Gewissen nicht seinem Gemüt zu opfern, aber nicht Mann genug, um allein zu stehen mit seinem Herrgott und ein wenig Frost und Einsamkeit zu ertragen. Er brauchte das warme Haus einer festgefügten Kirchengemeinschaft, so daß er auch in dem noch ungedeckten und ungeschützten Neubau der Altkatholischen Kirche nur kurze Zeit wohnen und priesterlich dienen konnte; er schloß sich der Altlutherischen Kirchengemeinschaft an, der seine Mutter zugehörte. Aber er blieb ein Wanderer zwischen den Kirchen. Hätte er etwas geahnt von dem seligen Wissen, daß es eine Kirche der Ausgestoßenen gibt, die selber Niemanden ausstößt! Er war müde; er schlummerte am Schreibtisch ein; die Petroleumlampe stürzte auf den Fußboden und entzündete den Teppich, die Flamme verletzte den Schlummernden so, daß er nach wenigen Wochen starb. Und es war ein Tod, wie ihn ein Heiliger stirbt. Rätselhafte Seligkeiten des Gemüts überwanden die Schmerzen des Körpers. „Te Deum" — „Te Deum" jubelte die scheidende Seele. Da hatte der Ausgestoßene und Suchende seine Kirche gefunden!

Joseph Wittig

Überwindung der Justizkrise. Von G. H. Neuendorff. Verlag der Dunantgesellschaft Heidelberg 1929. 86 S. 2 M.

Neuendorff legt an das bestehende Recht und an die bestehende Staatlichkeit den Maßstab christlicher Sittlichkeit und stellt — wie natürlich — fest, daß sie ihm nicht gerecht werden. Ihm wurzelt die gegenwärtige Justizkrise im wesentlichen darin, daß der Staat und die Gesellschaft dem Einzelnen gegenüber Forderungen aufstellt, die zu erfüllen sie selbst keineswegs geneigt oder fähig wäre; aber daß sie dann den Einzelnen, der strauchelt, oder besser den Unglücklichen, der zufällig beim Fehltritt erwischt wird, mit „Strafe" belegt, ja ausstößt und selbst nach Abbüßung seiner Strafe nicht wieder in ihre Reihen aufnimmt, sondern weiter verfolgt. Diese Haltung mache beim Gefallenen jede Besserung unmöglich. Voraussetzung einer wirklichen sittlichen Wiederaufrichtung wäre vielmehr eine mitleidende Haltung der Gesellschaft und ihrer Vertreter beim Strafvollzuge. Es müßte die wirkliche Reue geweckt werden, vor allem aber der Wille zur Besserung hervorgerufen werden, ohne den weder Gehorsam noch Ordnung noch Arbeitsgewöhnung die Wiedereinfügung eines Asozialen herbeiführen. Neuendorff glaubt nur an Erziehung und nur an Erziehung durch den Geist.

In dieser Schrift ist viel richtiges angedeutet. Sicher ist, daß die alte Methode der Strafe das Verbrechen nicht ausrotten und den Verbrecher nicht immer vor dem Rückfall bewahren konnte. Sicher ist, daß dies allgemein gefühlt wird — nur ich glaube, zuletzt von jenen Kreisen, die sich durch die Justizkrise beschwert fühlen. Die Verchristlichung des Staates ist die nächste Aufgabe; aber wir stehen erst am Beginn dieser Bewegung.

Marianne Beth

Heilige Stätten der Bibel. 63 Bilder, eingeleitet von Th. Däubler. Zürich und Leipzig, Orell Füßli. 2.40 M.

Gern würde man das Büchlein um seines feinen Bildschmuckes willen als Konfirmationsgeschenk empfehlen. Aber der Text paßt sich nicht dem jugendlichen Verständnis an. Vielleicht, daß es Erwachsenen, die sich neben Schnellers Schriften für ihre Bibellektüre einen kleinen Bilderatlas wünschen, gute Dienste tut.

Martin Eger

Vom römischen Katholizismus der Gegenwart

Jahresübersicht: 2. Die Kurie und Italien

Von wichtigen Ereignissen und Kundgebungen der Kurie im vergangenen Jahr, die in der Jubiläumsenzyklika des Papstes nicht erwähnt worden sind, ist insbesondere die Neuausgabe des Index zu nennen, die am 8. November durch den Kardinal Merry del Val, den Sekretär des heiligen Offizium, promulgiert worden ist. Der Kardinal hat auch die Vorrede geschrieben, welche die Aufrechterhaltung der Bücherverbote auch in der jetzigen Zeit zu rechtfertigen sucht. Unter Berufung auf das Beispiel sehr weltlicher Machthaber, die bis in die jüngste Zeit zum Schutz der Ordnung und der Gesetze eine Zensur ausüben, „an deren Strenge jene der Kirche niemals heranreichte", wird ausgeführt, daß „keine Gefährdung der Freiheit, kein Krieg gegen das Licht der Wahrheit, kein Attentat gegen den Fortschritt der Wissenschaft", auch keine Gefährdung der menschlichen Freiheit im Index librorum prohibitorum zu sehen sei, sondern nur eine Bewahrung in Fehltritten der menschlichen Freiheit. Eine Warnung und solches Verbot bestimmter Schriften sei um so mehr angebracht, als jene Schriften häufig in verführerischer Form und in stilistischer Vollendung auftreten, mit einem Inhalt, der der Fleischeslust oder dem menschlichen Stolze meisterhaft zu schmeicheln versteht. „Tatsächlich können literarische und wissenschaftliche Verdienste, selbst wenn sie wirklich vorhanden sind, niemals die Verbreitung eines Buches rechtfertigen, das gegen Religion und gute Sitte verstößt; sie sind dann im Gegenteil ein um so zwingenderer Grund zu Warnungen und zu Verboten, weil ja dann die Fäden des Irrtums und der Verführung um so feiner und enger zum Netz gesponnen sind." „Jeder treue Sohn der Kirche wird im Index die Stimme des guten Hirten und seines Stellvertreters auf Erden erkennen und darum in all den Fällen, wo nicht eine wirkliche Notwendigkeit ihn einen Dispens von seinem Verbot nachsuchen läßt, in Treue sich an die ausgesprochenen Warnungen und Verbote halten."

Trotz dieser redseligen Apologetik kann kein Zweifel bestehen und wird gerade durch die neuesten Indizierungen bewiesen, daß diese Waffe aus dem römischen Arsenal längst stumpf geworden ist und auch nicht geschärft werden kann. Denn die große Masse der gefährlichsten Bücher steht überhaupt nicht im Index; und das Meiste von dem, was im Index verboten ist, wird in unserem Zeitalter der publizistischen Öffentlichkeit dadurch gerade erst recht bekannt gemacht und verbreitet. Von deutschen Büchern fand man im neuen Verzeichnis der verbotenen Bücher die „Politik aus dem Glauben" von Ernst Michel, dem Professor an der Akademie der Arbeit in Frankfurt a. M. (vgl. CW 1927, Sp. 229 f. 631). In der katholischen Presse (Germ. 589, Augsb. PZ. 297) wird gegen das Votum eines ungenannten „katholischen Theologen", der in der Frankf. Z. (Nr. 866 vom 20. 11.) das Wort zu Gunsten Michels ergreift, der Irrtum Michels darin gesehen, daß für ihn die Kirche nicht die vollendete gottmenschliche Natur Christi fortsetze, sondern vielmehr nur die göttliche Natur des Erlösers verkörpere, so daß also der Kirche in den menschlich-sozialen Angelegenheiten in Bezug auf die ethischen Normen kein Recht auf autoritative Bindung ihrer Gläubigen zustehe; diese sollen eben „Politik aus dem Glauben" in eigener Gewissenhaftigkeit machen. Michel hat, soviel man hört, bis zur Stunde noch keine Benachrichtigung von seiner Zensurierung bekommen.

Ferner sind auf den Index gekommen die in der Buchhandlung des Littorenbeils erschienenen faschistischen Bücher „Date a Cesare" von Mario Missiroli (enthaltend die Religionspolitik Mussolinis mit bisher unveröffentlichten Dokumenten) und Ignotus „Der faschistische Staat, die Kirche und die Schule". Die italienisch-faschistische Presse, die seit der Aussöhnung zwischen Vatikan und Quirinal eine ständige Rubrik für vatikanische und kirchliche Angelegenheiten in ihren Spalten hat und von allen belanglosen Einzelheiten der Vatikanstadt (wie der definitiv feststehenden Nichtherausgabe einer zweiten Serie vatikanischer Briefmarken oder dem Umbau irgendeines historischen Kirchleins usw.) getreu und umfänglich berichtet, hat diese Indizierungen auf der ganzen Linie tot geschwiegen, auch von der am 11. 1. erschienenen, 41 Seiten in italienischer Sprache umfassenden, also gerade auf die italienischen Verhältnisse abzielenden Enzyklika des Papstes über die christliche Erziehung der Jugend nur eine fünfzeilige kurze Notiz gebracht. Laut Korrespondenz des deutschen Pressevertreters am Vatikan Dr. Freiherr E. Raitz von Frentz vom 29. 1. 30 (Augsb. PZ. v. 1. 2.) ist man am Vatikan „schon einigermaßen froh darüber, daß die faschistische Presse keine politisch aufgezogenen Kommentare gegen diese Lehrentscheidungen des Heiligen Stuhles gebracht hat." „Man lernt in Rom den Sinn solchen Schweigens verstehen; es will heißen, daß man an den einsichtsvollen Stellen der Regierung wegen eines solchen Vorkommnisses keinen Konflikt mit dem Vatikan heraufbeschwören möchte." Aber die Unwirksamkeit des Index unter solchen Umständen hat man offenbar noch nicht begriffen. Immerhin kommt neuestens (Augsb. PZ. vom 7. 2.) die Nachricht aus Rom, daß der Index, der bisher nur in lateinischer Sprache ausgegeben wurde, in Zukunft auch in englischer, fran-

zösischer, deutscher und spanischer Sprache erscheinen soll. Fehlt hier die italienische Sprache absichtlich oder nur versehentlich?

Das ist überhaupt die offene Frage, mit der die kuriale Politik naturgemäß am lebhaftesten beschäftigt ist, wie sich auch in Auswirkung der Lateranverträge das Verhältnis zu Italien gestaltet hat, und gestalten wird. Am Tage der Ratifizierung der Abkommen durch die Kurie (Fronleichnamsfest 30. Mai; die Ratifizierung durch den König von Italien erfolgte am 27. Mai) hat der Papst ein längeres Schreiben an seinen Staatssekretär Gasparri gerichtet, worin er zu der von uns (CW 1929 Sp. 552 f.) besprochenen Rede Mussolinis in Wahrung seines grundsätzlichen Standpunktes noch einmal Stellung nahm (Oss. Rom. 1929 Nr. 131; Eccles. Nr. 25 S. 276—80). Nach einem Wort der Enttäuschung über „die häretischen, ja mehr als häretischen Ausdrücke" Mussolinis über das Wesen des Christentums und des Katholizismus bedauert der Papst, daß der Duce nicht bei Dante oder Leo d. Großen, die beide auch große Italiener waren, sondern aus einem auf dem Index stehenden Werk sich seine historischen Kenntnisse über die Bedeutung des römischen Reichs für die Ausbreitung und Organisation der Kirche geholt habe. Darauf werden eine Reihe von Einzelausdrücken (Souveränität, Konzessionen des Staates an die Kirche, geduldete erlaubte und zugelassene Kulte, Gewissensfreiheit, Erziehung zu Staatsbürgern, katholischer aber faszistischer Staat u. a.) aus der Rede Mussolinis entnommen und im Sinne der päpstlichen Auslegung näher erläutert. Besonders wird dagegen polemisiert, als ob das Konkordat unbeschadet des Lateranvertrags einmal wieder gekündigt werden könne. Trotz der kurzfristigen Erfahrung des Prophetenworts „Mutatus est color optimus" (Klagel. Jer. 4, 1) will der Papst das Vertrauen in die Zukunft nicht verlieren.

Der Kleinkrieg zwischen der faszistischen Presse und dem Osservatore Romano, sowie die Unterdrückung und Zensurierung der katholischen Provinzialpresse, die ständig an Lesern verliert, seitdem die faszistischen Zeitungen auch „katholisch" geworden sind, ging unterdes von Fall zu Fall weiter. Am 14. September, dem großen Tag des Faszio, nahm wieder Mussolini das Wort zur Verteidigung des Lateranabkommens, das nur von den „Grünen" (Freimaurern) und den „Schwarzen" (den radikalen Klerikalen) bekämpft werde. Die große Masse des italienischen Klerus und Volks habe nur den einen Wunsch, mit den lokalen und zentralen faszistischen Organen zusammenzuarbeiten. Tausende von Priestern, namentlich die Kapläne der faszistischen Legionen, sind seit sieben Jahren mit dem Leben des faszistischen Regimes verbunden. In einzelnen Grenzprovinzen und in den Provinzen Oberitaliens gibt es nach den Berichten der Präfekten Kleriker, die dem Faszio entgegenstehen. Aber in jedem Winkel Italiens stehen neuntausend Wachtposten (vedette), die jeden Zwischenfall an die sehr sensible Regierung nach Rom melden werden. Angesichts der willigen Haltung auch des höheren Klerus werde der „Color optimus" (mit Anspielung auf den oben erwähnten Papstbrief) desto eher wieder aufleuchten, je rascher die andere Seite verzichtet, Personen und Ereignisse des Risorgimento anzugreifen, über die das Urteil des italienischen Volkes nun einmal feststeht, und je schneller man auf die Theorie von der „indirekten Gewalt" der Kirche verzichte.

In seiner Weihnachtsansprache vor dem Kardinalskollegium (am 24. Dez.) hat der Papst hinwiederum Gelegenheit genommen, einerseits seine Befriedigung über den Abschluß der Lateranverträge auszusprechen und anzuerkennen, daß sie von nicht wenigen Amtsstellen gut ausgeführt würden; aber doch hätten traurige und mißtönende Zwischenfälle nicht gefehlt: 1. „Unsere Katholische Aktion wird nicht gebührend behandelt, wie das ein Artikel des Konkordats (Art. 43) fordert. Wenn behauptet wird, um jenen Artikel auszuschalten, die Katholische Aktion treibe Politik, so widerspricht das der Wahrheit. Es ist dies eine Verleumdung, die in den ihm teuersten Söhnen den Heiligen Vater selbst trifft. Sollte auch ein Einzelner (man hat aber noch nie Namen genannt) den Vorwurf Politik zu treiben verdienen, so würde das noch nicht bedeuten, daß die Katholische Aktion selbst politisiert." 2. „Die katholische Presse wird nicht gut behandelt, sie wird schlecht behandelt, ja gehässig schlecht. Diese traurige Tatsache ist während des ganzen Jahres, selbst bis in die letzten Tage zu verzeichnen gewesen. (Am 19. Dezember wurde dem katholischen Tageblatt „L'Ordine di Como" die im Pressegesetz vorgesehene zweite Verwarnung zugestellt; es durfte einen Monat lang bis 20. 1. 30 nicht erscheinen. Und zugleich wurde dem Redaktor, einem Kanonikus Dr. Gaffuri, die staatliche Konzession zur verantwortlichen Leitung des Blattes entzogen.) 3. Gleichzeitig wird die Errichtung von Denkmälern angekündigt (nämlich von Garibaldi und anderen Helden des Risorgimento), deren Opportunität fraglich ist und die, wenn auch nicht dem Buchstaben, so doch dem Geist der Verträge widersprechen, die den geheiligten Charakter Roms schützen, jenes Roms, das immer das Unsrige bleibt im wahren und höchsten Sinn des Worts." 4. „Dazu kommt, daß Publikationen erlaubt und erleichtert werden, welche dem Geiste der Versöhnung widersprechen und die vermutlich den Zweck verfolgen, die Gewissen und die Geister zu verwirren gerade in Bezug auf jene Punkte, zu welchen der Heilige Vater seine Berichtigungen und seine Verurteilungen anbringen müßte" (z. B. das Buch Missirolis Date a Cesare, das auf den Index kam, im Verlag des Liktorenbeils, s. o.). Trotzdem ist der Papst im Vertrauen auf Gott und auf die dem Papsttum gegebenen Versprechungen für den Frieden gestimmt.

Unter diesen Auseinandersetzungen bekam die schon lange, auch seinerzeit seit der Verurteilung der Action Française angekündigte Enzyklika über das Verhältnis von Kirche und Staat die Form einer langen Ausführung über die christliche Erziehung der Jugend und das Verhältnis der drei dabei beteiligten Faktoren Kirche, Familie und Staat. Diese Enzyklika vom 11. Januar ist die erste, die in italienischer Sprache herausgegeben wurde; eine offizielle deutsche Ausgabe ist angekündigt. Nach ihrem Erscheinen werden wir ausführlich auf sie zurückkommen.

Arnoldo Mussolini, der Bruder des Duce, hat als Chefredaktor des Mailänder „Popolo d'Italia", bereits eine offiziöse Antwort gegeben. Ausgehend von dem auch bei uns nicht unbekannten Anspruch der jüngeren Generation, der Welt ein Neues bringen zu müssen (die Männer über 40 Jahren haben keine originellen Ideen mehr vorzubringen), will er das Wirken der Kirche „ihrer dogmatischen Auffassung gemäß" auf die religiösen Funktionen beschränken. Der Bruch zwischen dem Heiligen Stuhl und Italien habe die Formierung eines nationalen Gewissens verhindert. Jetzt sei der Dualismus überwunden und die Zeit gekommen, daß die Jugend in der Schule der nationalen Pflicht heranwachse. Das sei die Aufgabe des Staates, der dazu des religiösen Antriebs wohl bedürfe. In der sehr beachtenswerten Enzyklika des Heiligen Vaters sei die Aufgabe des Staates vielleicht zu begrenzt angesehen worden, als ob er nur eine Art Gerichtsherr oder Verteidiger der nationalen Integrität wäre. Der Staat habe aber (nach einer ebenfalls offiziösen Auseinandersetzung im faszistischen Verordnungsblatt vom 21. Januar) eine Menge idealer Funktionen zu erfüllen, die auf die Machtsteigerung und damit auf das Wohl und den Fortschritt der Bürger abzielen. Auch wenn er auf diese nicht verzichtet, beabsichtigt er keineswegs in das spirituelle Gebiet der Kirche einzugreifen. Der Faszismus könne die feinen Unterschiede wohl respektieren und die Schwierigkeiten des Verhältnisses zur Kirche überwinden, weil er ausgehe von der Voraussetzung der hohen Wichtigkeit, welche das religiöse Gefühl in der Erziehung des Geistes habe, und von der großen sittlichen Welle, die mit der Religion verknüpft sei. Dazu gelte es zu beachten, daß auch außerhalb der Religion das Leben nicht nur unfruchtbar sei. Es gebe doch neben den religiösen Antrieben auch noch Beweggründe eines Gemeinschaftsbewußtseins, Ideale des Schönen und Guten, die der Staat für das nationale Gefühl nutzbar machen könne. Arnoldo Mussolini will als Katholik und Gläubiger diese Einwendungen machen und beweist, daß auch von staatlicher Seite bei aller Wahrung des Standpunktes die Verbindung mit der Kirche und ihrem Oberhaupt nicht mehr abgebrochen werden soll.

Das Hochzeitsfest im italienischen Königshaus zu Anfang d. J., das den Besuch des ganzen savoyischen Hauses (des Königspaares am 6. 12. 29) und fast aller katholischen Fürsten und Exfürsten Europas beim Papste mit sich brachte, zeigte, wie wertvoll schon in diesen äußeren Dingen der gewonnene Friedenszustand für beide Teile ist.

Im Kardinalskollegium ist die Frage des zahlenmäßigen Übergewichts der italienischen Mitglieder noch offen. Im Konsistorium vom 16. 12. sind ernannt worden drei Italiener (der Erzbischof von Palermo Lavitrano, der Erzbischof von Genua Minoretti, der bisherige Berliner Nuntius Pacelli) und drei auswärtige Erzbischöfe (Cerejeira von Lissabon, Mac Rory von Armag, der Primas von Irland, und Verdier, der neue Erzbischof von Paris). Nach dem Tode des Kardinalerzbischofs von Turin am zweiten Weihnachtsfeiertag sind nun im Heiligen Kollegium 62 Kardinäle, darunter 29 Italiener, 8 Franzosen, 5 Spanier, 4 Deutsche (Bertram-Breslau, Faulhaber-München, Schulte-Köln und Ehrle-Rom), 4 aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika, je 2 Österreicher (Pfiffl-Wien und Frühwirth-Rom) und Polen, je 1 Belgier, Brasilianer, Engländer, Holländer, Ire, Kanadier, Portugiese, Tscheche und Ungar. 11 Kardinäle gehören religiösen Orden an.

Von den neuen Kardinalsernennungen berührte uns in Deutschland am meisten die Ernennung des mit allen ordentlichen Ehren, Fackelzügen und Geleiten von staatlichen und kirchlichen Würdenträgern in Berlin und auf der Durchreise auch in München hinausgefeierten Nuntius Pacelli, von dem bald genug gemeldet wurde, daß er vom Papste ausersehen sei, Nachfolger des nun 78 jährigen Kardinalstaatssekretärs Petrus Gasparri zu werden. Doch ebenso bald stellte sich heraus, daß die panegyrischen Lobsprüche der Verabschiedungen und der Presse vom „besten Freund", den Deutschland an der Kurie nunmehr haben werde, dem davon Betroffenen einen Bärendienst geleistet haben. Die Kreise des französischen Einflusses an der Kurie regten sich wider den „Freund Deutschlands" und neben Pacelli, dessen Nominierung in der deutschen Presse zusammen mit dem Rücktritt des alten Kardinalstaatssekretärs bereits (30. 12.) voreilig gemeldet worden war, tauchte plötzlich auch der Name des Ungarn Seredi, des Erzbischofs von Gran, auf, der aus der Schule Gasparis hervorgegangen ist. Jedenfalls wäre die letztere Möglichkeit hochinteressant gewesen, insofern damit zum ersten Male ein Nichtitaliener mit dem Staatssekretariat betraut worden wäre. Doch

hat der Papst an der Kandidatur Pacelli festgehalten trotz der Ausfälle Daudets in der Action Française und anderer selbst von höheren Geistlichen in der französischen Presse vorgetragenen Einwendungen. Pacelli wurde (31. 1.) zu einem Empfang im französischen Kolleg in Rom veranlaßt, wo der neue Kardinal in Gegenwart seines Bruders, des Rechtsberaters der Kurie und Unterhändlers beim Lateranpakt, des französischen Botschafters an der Kurie einerseits seine tiefe Anhänglichkeit und die priesterliche Dankbarkeit bestätigte, die er gegen die Katholiken deutscher Zunge bewahre, die ihn wie einen Boten Christi und den Wortführer des Papstes aufgenommen haben. „Aber im Herzen eines Priesters, Bischofs, Kardinals der heiligen Kirche vermindert die Liebe für eine Nation nicht die Liebe, die er allen anderen schuldet. Wie sollte es mir nicht eine Freude sein, meine Liebe für Frankreich auszusprechen, da ich immer so teure französische Freundschaften unterhalten habe, da ich immer Ihr Land, sein klares Genie, sein Prestige, seine Denkungsart, seine Schriftsteller, das Ausstrahlen seiner Freundschaften geliebt habe." Es ist damit, wie der römische Korrespondent des Journal des Debats schreibt, der erste Kontakt von Kardinal Pacelli mit dem französischen Milieu von einem ausgezeichneten Eindruck gewesen. Ohne weitere Ernennungs- und Einführungsförmlichkeiten hat Pacelli am 10. Februar sein neues Amt als Staatssekretär angetreten; und am selben Tage ist Gasparri von der Staatssekretarie fern geblieben. Als Pacellis Nachfolger in der Nuntiatur in Berlin ist der bisherige Nuntius in Budapest, Monsignore Orsenigo (geb. 1873 in Oberitalien, seit 1922 in Budapest) vorgesehen.

Die 44 Reden, die Eugenio Pacelli während seiner Nuntiaturtätigkeit in Deutschland bei allen möglichen hochoffiziellen Gelegenheiten (beim Antritt in München 29. Mai 1917, beim Antritt in Berlin am 30. Juni 1920, bei den Neujahrsempfängen 1928 und 1929 vor Reichspräsident Hindenburg, bei der Ratifikation des Preußenkonkordats am 13. August 1929 und bei seinem Berliner Abschied am 9. Dezember 1929) und bei zahlreichen innerkatholischen Kundgebungen und Festen in Deutschland gehalten hat, sind als historisches Dokument mit biographischer Einleitung von Prälat Dr. Ludwig Kaas gesammelt und herausgegeben worden (im Buchverlag der Germania A. G. Berlin W 48; 190 S., geb. 6.50 M.). Mit dem Bild zu Anfang zeigen sie den geistlichen Menschen, den ernsthaften und seiner Mission getreuen Priester, den erfolgreichen Kirchenpolitiker, der jedenfalls jede Gelegenheit benützt hat, das Papsttum dem deutschen katholischen Volke nahe zu bringen, so sehr, daß die lokalen kirchlichen Behörden dabei in Gefahr kamen, ausgeschaltet oder in den Hintergrund gedrängt zu werden.

Pacelli war der erste Doyen des Diplomatencorps nach dem Kriege in Berlin; damals die gegebene Größe zur Vermeidung der Schwierigkeiten bei Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen mit den großen Reichen des Ostens und Westens, mit denen wir fast ein halbes Jahrzehnt im Kriege gelegen hatten. Wir müssen gestehen, daß im evangelischen Volksteil, der ja zahlenmäßig ungleich stärker ist als der katholische, von Neujahrsempfang zu Neujahrsempfang ein wachsendes Gefühl der Unruhe zu verspüren war, wenn der Vertreter des Papstes, der, gerade da er sein Amt ernsthaft und im Sinne seines Auftrags auffaßte, eine stille, aber unzweideutige Propaganda für seine Kirche in Deutschland entfalten mußte, jedesmal die Hauptbegrüßungsansprache an den Reichspräsidenten zu halten hatte. Daß hier Einiges für den protestantischen Volksteil zu tragen schwer war, verrät selbst die Augsb. Pz. (vom 3. 1. 30), wenn sie bei Besprechung des sofort zu berichtenden Diplomatenstreits in Berlin etwas unglücklich fragt: „Ist es möglich, daß hiebei protestantische Prüderie im Spiele ist? Es ist schwer zu glauben, aber es wäre interessant, zu wissen." Der Frager kann versichert sein, daß die protestantischen Kreise, und insbesondere die Kirchenleitungen, denen ihr selbstverständliches Fehlen beim großen Neujahrsempfang von unkundigen evangelischen Zuschriften im Sinne einer Ablehnung des modernen Staates gedeutet wurde (gegenüber den groß aufgezogenen Berichterstattungen über diese Empfänge des Nuntius beim Reichspräsidenten, z. B. auch in den Bilderblättern!!), sich in dieser heiklen Angelegenheit völlig taktvoll („Prüderie ist doch wohl ein lapsus calami des Artikelschreibers!) zurückgehalten haben. Dagegen ist aus bestimmten völkerrechtlichen Gewohnheiten heraus ganz von außen her jetzt eine Änderung des bisherigen Tatbestandes erfolgt. Die Times vom 29. 12. 29 brachte einen Artikel ihres Berliner Berichterstatters an hervorragender Stelle (auf der politischen Mittelseite des großen Blattes), wonach der britische und der russische Botschafter gegen eine bevorzugte Stellung des päpstlichen Nuntius in Berlin für die Zukunft Einspruch erhoben haben und das Amt als Doyen (bei dem nebenbei auch die Doyenne besondere Aufgaben zu erfüllen hat) für den rangältesten, d. h. am frühesten akkreditierten Botschafter in Anspruch nehmen. Das ist zur Zeit in Berlin der Vertreter Rußlands Krestenski. Da zu Neujahr 1930 der russische Botschafter nicht in Berlin weilte, hat der französische Botschafter als der Nächstälteste den Neujahrsempfang geleitet. In der französischen Botschaft hatte sich am zweiten Weihnachtsfeiertag das gesamte diplomatische Corps mit der Frage beschäftigt und die Mehrzahl der Vertreter der kleineren (meist katholischen) Staaten soll sich dahin ausgesprochen haben, daß der ständige Dekanat des päpstlichen Nuntius wünschenswert wäre. Doch konnte die Frage nicht durch Majoritätsbeschluß innerhalb des diplomatischen Corps gelöst werden, sondern maßgebend ist die Wiener Schlußakte (Art. 118 Nr. 17) und das zugehörige Reglement über den Rang unter den diplomatischen Agenten vom 19. März 1815 (Klüber, Akten des Wiener Kongresses VI, S. 92 und 204; VIII, S. 117 f.). In Art. 4 Abs. 1 des Reglements ist der Grundsatz ausgesprochen, daß die Gesandten der einzelnen Klassen (Klasse I bilden die Ambassadeurs, sowie die Legaten und Nuntien des Papstes) unter sich nach dem Zeitpunkt der offiziellen Anmeldung ihrer Ankunft rangieren. Abs. 2 lautet: Le present reglement n'apportera aucune innovation relativement aux representants du Pape. In denjenigen Ländern, in denen den Nuntien bereits vor dem Wiener Kongreß das Amt des Doyens allgemein zuerkannt worden ist, kann es ihnen hiernach nicht gut streitig gemacht werden, jedenfalls nicht von den Staaten, die damals unterschrieben haben. Das Wiener Reglement ist seinerzeit von den Vertretern Österreichs, Spaniens, Frankreichs, Großbritanniens, Portugals, Preußens, Rußlands und Schwedens unterzeichnet worden.

Doch darüber hinaus wird in der katholischen Kirchenrechtsliteratur ganz allgemein der Anspruch erhoben, daß die Nuntien anerkanntermaßen die geborenen Doyens des entsprechenden diplomatischen Corps seien (von Scherer, KR. I, 1886, S. 527; Köninger, Kath. KR. 1926, S. 206; Haring, Kath. KR 1924, S. 260). Allgemeiner heißt es im Europ. Volkerrecht von Heffter, herausg. v. Geffcken, 1881, S. 446, daß die päpstlichen Gesandten an katholischen Höfen den Gesandten anderer Mächte vorausgehen; doch sei dieser Brauch nicht unwidersprochen und auch nicht im diplomatischen Stil stets geübt worden.

Daß dies so ist, beweist die Behandlung der gleichen Frage in der Schweiz vor wenigen Jahren. Da ist noch während des Kriegs, im Jahre 1918, Monsignore Maglione, der jetzige Nuntius in Paris, als päpstlicher Delegat erschienen. Er hat es erreicht, daß die Eidgenossenschaft in die Errichtung einer Nuntiatur im Jahre 1920 willigte, deren erster Nuntius eben Maglione wurde. Nun gibt es in Bern außer der Nuntiatur nur eine einzige Botschaft, die französische, seit 1920 (etwas früher als die Nuntiatur) besetzt von Mr. Allize. Alle anderen Diplomaten sind dort nur Gesandte oder Geschäftsträger. Herr Allize verzichtete nicht auf seinen Vorrang zu Gunsten des päpstlichen Vertreters und war Doyen von 1920 bis zum 16. Januar 1923. Im Zusammenhang mit den internationalen Rücksichten, die Frankreich auf den heil. Stuhl nehmen mußte, namentlich um das Katholikenprotektorat in Syrien und Kleinasien und einen Modus vivendi mit der Kurie hinsichtlich der Trennungsgesetzgebung zu erringen, erreichte es der seit 2. August 1921 in Paris wieder amtierende Nuntius Cerretti, daß der französische Botschafter in Bern am eben genannten Tage auf sein Doyennat zu Gunsten seines jüngeren kurialen Kollegen verzichten mußte.

Man sieht aus diesem Vorgang, welchen Wert die Kurie darauf legt, das Doyennat für ihre Abgesandten in allen Fällen, auch in den Staaten zu erreichen, welche bis zum Wiener Kongreß noch nicht päpstliche Nuntiaturen hatten und welche also nicht unter das Wiener Reglement von 1815 fallen. In dem Buche von Adolpho Gobbio, Lezioni di Diplomazia Ecclesiastica, Rom 1899, S. 450 ff., wird der Vorrang der päpstlichen Nuntien in den diplomatischen Corps im kurialen Sinne für jeden Fall gefordert und aus dem Vorzug der geistlichen Herrschaft des Papstes vor allen weltlichen Mächten begründet. Die Nuntien des geistlichen Souveräns sollen einen natürlichen Vorrang vor den Vertretern haben, die nur die weltliche Macht eines partikularen Staates beschützen. Wenn man diese Ausführungen liest, empfindet man es wahrhaftig nicht als „Prüderie", sondern als grundsätzliche Selbstbehauptung des modernen Staates, wenn z. B. gerade England, übrigens in historischer Kontinuität mit 1815, seinen Einspruch gegen ein permanentes Doyennat des päpstlichen Vertreters in Berlin einlegte.

Aus Gobbio erfährt man nämlich über die Entstehung der oben mitgeteilten Klausel Art. 4 Abs. 2 des Wiener Reglements Näheres. Einer der französischen Vertreter auf dem Wiener Kongreß, Graf de la Tour, machte den Vorschlag, den Papst den allgemeinen Bedingungen zu unterwerfen. Dagegen wandte sich Kardinal Consalvi, der bekannte vielgewandte päpstliche Bevollmächtigte, mit dem Einwand, daß es sich beim Vorrecht der Nuntien um eine alte Gewohnheit handele, die auch bei den nichtkatholischen Mächten keinen Widerspruch gefunden hätte. (Es wurde neuerdings durch die Forschungen des Bibliotheksdirektors Professor Dr. Klemens Löffler in Köln festgestellt, daß die Einrichtung von diplomatischen Corps und von Doyens bei ihnen zuerst in Wien, zu Maria Theresias Zeiten erfolgt sei.) Als dann Talleyrand die Formel vorschlug: „Die akatholischen Mächte stimmen in Rücksicht auf die religiösen Prinzipien und die katholischen Mächte zu, daß hinsichtlich des Papstes nichts geändert werde", erhob der englische Vertreter Widerspruch: er machte seinerseits den Vorschlag, der Papst solle direkt mit jeder Regierung verhandeln. Als Consalvi darauf die Fassung vorschlug:

„Weil der Papst mit der weltlichen die geistliche Würde verbindet und daher aus der Linie der andern Fürsten heraustritt, findet keine Veränderung gegenüber seinen Vertretern statt" lehnte der Engländer wieder auch dies mit Rücksicht auf die Begründung ab. Erst der nächste Vorschlag Consalvis, der dann dem Art. 4 als Klausel (Abs. 2 s. o.) hinzugefügt wurde, fand schließlich die Billigung auch des englischen Ministers. Man erkennt also hieraus die Kompromißnatur jener Bestimmung und sieht, daß England schon damals für einen Standpunkt kämpfte, den es heute wieder wahren zu müssen glaubte. (Vgl. auch den Artikel „Der Dozen" von Karl Freih. von Werkmann in Augsb. Pz. 1930 Nr. 18.)

22. 2.

In der weiteren Entwicklung der Beziehungen zwischen der italienischen Regierung und der Kurie hat der offenbar im Auftrag Mussolinis erfolgte Besuch des faszistischen Parteisekretärs Turati bei Pius XI., der in großer Paradeuniform der Faszistenmiliz erfolgte und zwei Stunden lang dauerte (7. 2.), großes Aufsehen erregt. Die Auseinandersetzung über verschiedene Reibungspunkte scheint da gefördert zu sein. Namentlich über die weibliche Balilla erschien unmittelbar darauf eine Verordnung, welche die Zustimmung des Oss. Romano vom 9. 2. fand, wonach die Übungen der weiblichen Jugend, getrennt von der männlichen Ausbildung und ausschließlich von weiblichem Lehrpersonal geleitet, nicht auf Ausbildung eines kampffrohen Amazonentums, sondern auf Anpassung an frauliche Art gerichtet sein müßten. Auch bezüglich der weiblichen Sportkleider wird im Gegensatz zu den früheren Anordnungen mehr den Wünschen der kirchlichen Behörde Rechnung getragen. Dafür wird nun vom päpstlichen Blatte das neue Programm der weiblichen Erziehung im Faszismus als mit der christlichen Pädagogik übereinstimmend belobt. Es sei nunmehr die weibliche Bescheidenheit und Würde bei der berechtigten Fürsorge für die Gesundheit und die körperliche Entwicklung der weiblichen Jugend gesichert. Die Eltern müßten der Opera Nazionale Balilla Dank wissen für diese dem gesunden Sinne des italienischen Volkes, seiner Tradition und Sitte entsprechende Lösung einer bisher umstrittenen Frage. Auch in einem anderen Punkt wurde offenbar Übereinstimmung erzielt, daß nämlich der Plan des Garibaldidenkmals auf dem Janiculus aufgegeben ist. Doch scheinen immerhin noch einige Differenzpunkte geblieben zu sein, so daß der auf den 11. Februar, den Jahrestag des Lateranabkommens, vorgesehene und von einigen Blättern als unmittelbar bevorstehend gemeldete Besuch Mussolinis beim Papste unterblieben ist. Stattdessen ist am 19. 2. ein anderer Würdenträger des Faszismus, Senatspräsident Federzoni, zu ebenfalls fast einstündiger Aussprache vom Papst empfangen worden. Man sieht, daß von beiden Seiten am Ausgleich der Gegensätze gearbeitet wird und daß der Papst Willens ist, dem Faszismus so weit als möglich entgegenzukommen.

Die Ernennung Pacellis zum Staatssekretär wurde im Oss. Rom. vom 11. 2. veröffentlicht (am Jahrestag der Lateranverträge); sie ist datiert vom 7. 2. (dem Krönungstag des Papstes); das Rücktrittsgesuch Gasparris, das schon vor mehreren Monaten eingereicht wurde, ist genehmigt unter dem 6. 2. (demselben Datum, an dem vor acht Jahren Gasparri, der von Benedikt XV. 1914 zum Staatssekretär ernannt worden war, durch den jetzigen Papst auch für seine Regierung bestätigt wurde). Gasparri wird den Rest seiner Lebensarbeit dem Codex juris canonici für die orientalischen Riten widmen. Die Blätter besprechen den Übergang des Staatssekretariats von Gasparri, dem starrköpfigen umbrischen Bauernsohn, der 20 Jahre in Paris gelebt hat, an Pacelli, den liebenswürdigen Sohn eines römischen Konsistorialadvokaten, der 14 Jahre in Deutschland gewirkt hat. Als Hauptarbeit für den neuen Kardinalstaatssekretär wird in Aussicht genommen: die Durchführung der Lateranverträge, Ausdehnung der Missionen und voraussichtlich die Wiederaufnahme des 1870 unterbrochenen Konzils.

Marburg Heinrich Hermelink

China

1

Zu dem Aufruf für China in letzter Nummer ist Folgendes über die kirchlichen Hilfsquellen zu sagen:

Schon im August gelangte der Schweizerische Evangelische Kirchenbund an den Fortsetzungsausschuß von Stockholm mit der Bitte, beim Völkerbund Schritte zu tun zur Einleitung einer Hilfsaktion, da alles vereinzelte Vorgehen kleinerer Gruppen der Not gegenüber unzulänglich erschien. Der Fortsetzungsausschuß nahm diese Anregung auf und richtete von Eisenach aus sofort ein Gesuch an den Völkerbund, obschon uns bewußt war, daß ein solches Gesuch von einer staatlichen Delegation gestützt werden mußte, um vor den Rat zu kommen. Die Antwort des Völkerbundssekretariats wies denn auch tatsächlich auf diese Formalität hin. Der Generalsekretär des Stockholmer Instituts suchte daraufhin die Unterstützung der staatlichen Delegation der Schweiz beim Völkerbund nach und erhielt eine hoffnungsvolle Antwort unter der Voraussetzung, daß die chinesische Delegation beim Völkerbund mit einem solchen Schritte einverstanden sei. Der Vertreter von Stockholm erkundigte sich hierauf bei der chinesischen Delegation in Genf, die — sich erst bei der chinesischen Regierung erkundigen wollte.

Soweit die offiziellen Schritte, um durch die Kirchen die Organisation in Bewegung zu setzen, die allein der Größe der Not gewachsen wäre.

Daraufhin gelangte die Europäische Zentralstelle für kirchliche Hilfsaktionen an ihr Internationales Komitee mit dem Hinweis auf die bestehende Not und dem Anerbieten, Gaben für China entgegenzunehmen. Tatsächlich sind dann auch in Genf bereits Gaben für China eingelaufen. Auch eine private Sammlung von Professor Ragaz in Zürich fand Anklang. Die Kirchen selbst, namentlich in Amerika wirken an dem dort bereits organisierten Hilfskomitee mit, auf dem Kontinent vor allem die Methodisten. Hemmend wirkt zunächst einmal die erschreckende Größe der Not, die den Hilfswillen lähmt, sowie ein beinahe abschreckender Bericht des amerikanischen Roten Kreuzes, das die Lage wegen der mangelnden Verkehrswege und der nötigen militärischen Schutzmacht für hoffnungslos erklärt. (Vgl. CW Nr. 1.) Die Konzentration eines allgemeinen kirchlichen Hilfswillens aber wird vor allem gelähmt durch zu viel demokratische Rücksicht und durch die Scheu, eine solche Initiative und Verantwortlichkeit ohne genügende Rückendeckung und Beschlußfassung der offiziellen Kirchenversammlungen auf sich zu nehmen. Es ist wie mit der allgemeinen Protestbewegung gegen die Christenverfolgung in Rußland. Keine Zentralstelle glaubt genügend Vollmacht zum Vorgehen zu besitzen ohne einen ordentlichen Beschluß der gesamten Konferenz. In beiden Fällen — angesichts von China und Rußland — zeigt sich, wie nötig es ist, einen geschäftsführenden kleinen Ausschuß mit der nötigen Vollmacht zum Handeln auszustatten, das hier vom christlichen Gewissen einer ganzen Welt gebieterisch gefordert wird. Wenn das nicht geschieht und alles Handeln in lauter Respekt vor der kirchlichen Demokratie ertrinkt, dann wäre es wirklich zum Katholisch-werden! An Ermutigungen und Anregungen fehlte es im Fall der Religionsverfolgung in Rußland nicht. Der Kontinent, vor allem Deutschland, erwartet dringend eine gemeinsame Aktion, der Schweizerische Kirchenbund verlangt sie, der Erzbischof Antonin apostrophiert das Komitee, die Revue de Geneve spottet über kirchliches Leisetreten, das britische Protestation movement regt durch den Earl of Glasgow eine gemeinsame Aktion an, — aber ohne Beschluß einer einmal im Jahre zusammentretenden Konferenz scheint es nicht zu gehen, wenigstens nicht außerhalb des Kontinents, wo man stattdessen eine zersplitterte Aktion für die russischen Christen vorzieht — allerdings wohl auch einen wirksameren Druck auf diplomatischem Wege. Gerade die Aufrufe an die Adresse von Stockholm zeigen aufs neue, daß der Konferenzwille auch die Organe schaffen muß, um handeln zu können, wenn Handeln rasch und gebieterisch gefordert wird.

A K

2

Und was tust du?

In meine Sprechstunde kam eine Dame. Sie hatte ein Blatt der „Frankfurter Zeitung" in der Hand. Sie zeigte mit sichtlicher innerer Erschütterung auf die in fetten Buchstaben quer über zwei Spalten gehende Überschrift eines Artikels: „In China sterben zwei Millionen" und fragte erregt: „Was sagt die Kirche dazu? Was tut die Kirche?" ...

Ich nahm statt einer Antwort das neueste „Ostasien-Jahrbuch" (Nr. 9, 1930), den Jahresbericht der Ostasien-Mission (Berlin W. 57, Pallasstraße 8/9), zur Hand und zeigte der Fragestellerin darin ein Bild: ein im Bau begriffenes Haus mit der Unterschrift „Unser neues Krankenhaus in Tsining (Provinz Schantung)" und erzählte ihr von der aufopfernden Arbeit unseres Missionsarztes Dr. Haensel, der seit ein paar Jahren dort tief im Innern Chinas in einer armseligen, durch Bürgerkrieg und Hungersnot entsetzlich mitgenommenen Gegend vom frühen Morgen bis tief in die Nacht armen, kranken Chinesen mit ärztlicher Kunst und Hilfe dient. Ich konnte ihr auch mitteilen, daß der gesamte Reinertrag der wenige Tage vorher bei uns gehaltenen Vorträge des Missionsinspektors Pfarrer Devaranne, annähernd 1000 M., für diese ärztliche Mission der „Ostasien-Mission" bestimmt sei. Damit wird doch wenigstens an einem Punkte des riesigen Hungergebietes denen, die vielleicht noch zu retten sind, geholfen.

Ich mußte nun freilich merken, daß diese Antwort meine Besucherin nicht befriedigte. Denn erstens war dies „Mission", und für Mission hatte sie nun einmal, wie sie offen zugab, nichts übrig. Und zweitens — wo bleiben die vielen andern Hunderttausende und Millionen verhungernder Chinesen? Müßte die Kirche nicht einen großen Weltbund gründen, um allen wirklich zu helfen?

Sie hat ja recht: Eine solche Hilfsstation oder auch zwei oder zwanzig sind wenig, furchtbar wenig. ... Es ist Menschheitsnot; und das Weltgewissen muß darüber aufgerüttelt werden. Das ist ganz sicherlich eine Aufgabe der christlichen Kirche, der diese sich

nicht entziehen darf und auch nicht entzieht. Freilich, „Wer hört unsere Predigt?“ Im Grunde bleibt man doch dabei: „Was gehen uns die Chinesen an?“

Ein Prediger hat es in den letzten Jahren fertig gebracht, durch seine Tat und durch sein Wort Hunderttausende zu erreichen und aufzurütteln, zu denen das Wort von uns Andern nicht dringt. Das ist Albert Schweitzer. ... Als wir nach einem seiner Vorträge in kleinem Kreise um ihn zusammen waren und mehrere einflußreiche Herren irgendeine neue Organisation schaffen wollten und ihn fragten: „Was sollen wir denn nun tun?“, da antwortete Schweitzer schlicht und selbstlos: „Unterstützt eure deutschen Missionsärzte!“

Ich meine, Albert Schweitzer zeigt uns den Weg. Man muß die Menschheitsnot an einem bestimmten Punkt anpacken, so wie er selbst das getan hat, als er zu den kranken Schwarzen nach Afrika ging. Und man darf nicht warten, was die Andern, etwa „der Staat“ oder „die Kirche“ tun. Wer ist denn der Staat? Der Staat bist du! Und wer ist die Kirche? Die Kirche bis du! Die Frage geht an dich: Was tust du? *)

D. Wilhelm Lueken im Reformierten Kirchenblatt Frankfurt a. M.

3

Es regt sich an allen Enden. Auf unsern Artikel in Nr. 1 erhielten wir Nachricht vom China-Institut Frankfurt a. M., Direktor Professor D. Richard Wilhelm. Dort ist auch eine Sammelstelle errichtet, die ihre Gaben an die zuständigen Stellen in China weiterleitet. Postscheckkonto Frankfurt a. M. 42 414.

Es fehlt also wesentlich am Zusammengehn im Großen. D. Lucken hat ganz recht: wir dürfen darauf nicht warten. Und das wollen wir auch nicht. Und D. Keller beweist ja, daß die Kirchen sich rühren. Aber man spürt auch da wie überall die Hemmnisse. Unser Appell in voriger Nummer will ja nur mahnen, mahnen, mahnen, daß Notwendiges geschieht. Jede Instanz ist dafür gut, aber vor allem soll man den Völkerbund nicht in Ruhe lassen!

Frankfurter Zeitung 124/6 vom 16. bringt einen ebenso orientierenden wie alarmierenden Artikel. Darnach sind von der Not mehr als 65 (fünfundsechzig) Millionen Menschen betroffen. Hauptschuld trägt der Bürgerkrieg und Alle, die an ihm interessiert sind! Die sitzen nicht nur in Asien!! Zum Schluß heißt es:

„Und was müßte alles geschehen! Ganz abgesehen von den heranzuschaffenden Lebensmitteln. Um das weitere Ausbreiten der Hungersnot aufzuhalten, sollten in den am schwersten betroffenen Gebieten vor allem Straßen gebaut und die völlig zerstörten Verkehrsmittel wieder hergestellt werden. Alle Verkehrswege sind systematisch zerstört. Es müßten Nahrungsmittel angebaut werden. Die Flüsse wären zu regulieren. Aufforstung und Bodenkultur wären unumgängliche Maßnahmen. Viel notwendiger ist aber, daß das Land endlich zur Ruhe kommt. Es ist eine Schande für die Welt, die zum Frieden bereit ist, daß dort ein sinnloser Bürgerkrieg weitertobt. Die Provinzen, die in der Tabelle die deutlichsten Zahlen aufweisen, sind großenteils die Operationsgebiete des ‚christlichen‘ Generals. Vorläufig hat der Völkerbund sich mit dieser Sache noch nicht befaßt. Untätig sehen die Kirchen und Kultgruppen diesem Massensterben zu **). Es geht in der Tat hier gar nicht darum, welche politische oder konfessionelle Gruppe den Sieg davonträgt oder daran materiell interessiert ist. Es geht einfach darum, daß die Menschheit apathisch und desinteressiert zusieht, wie Millionen Menschen elendig zu Grunde gehen. Und Niemand, keine politische Macht regt sich, um dieser Schande ein Ende zu bereiten. Der Ehrgeiz einiger Weniger bringt Millionen zu Tode. Und das in einer Welt, die den Völkerbund geschaffen hat. Die von Frieden und Völkerversöhnung redet. Jede Friedensarbeit muß unter solchen Umständen wie eine Farce anmuten, wenn sie nicht sofort und unverzüglich sich mit dieser brennenden Frage beschäftigt. Es muß eine Brandmarkung ohnegleichen sein, wenn sich irgendein Land der Welt oder irgendeine internationale Organisation, die dem Frieden dient, davon ausschließt, hinzuwirken, daß zuerst einmal dieser irrsinnige Krieg in China aufhört.“

*) Wir erbitten immer wieder Gaben an Ostasien-Mission Berlin W 57, Postscheckkonto Berlin 6457. Sie unterhält in China zur Zeit zwei ärztliche Stationen, nämlich eine in Tsingtau mit dem Missionsarzt Professor Dr. Hübotter, und die andere in Tsining mit Dr. Haensel.

**) Das ist ja nun eine Übertreibung, wie Professor D. Keller unter 1 gezeigt hat (auch in FZ 140/2). Aber sie bleibt doch bezeichnend für den Eindruck, den der nicht näher unterrichtete Zeitungsleser hat. D H

Wöchentliche Chronik

Das Schlußprotokoll der Haager Konferenz ist aus Rücksicht auf die in Holland noch mehr als anderswo herrschende Sonntagsruhe nicht am Sonntag, den 19. Januar, sondern erst am Montag darauf unterzeichnet worden.

Der Internationale Missionsrat veröffentlicht eine Übersicht über die protestantischen Missionsgaben 1925—27: durchschnittlich 242 Millionen Reichsmark. Das päpstliche Werk der Glaubensverbreitung sammelte unter den Katholiken 11 520 000. Die Sammeleinnahme der Orden entzieht sich der öffentlichen Rechnungsablage. AELKZ 5

Der Paritätische Ausschuß hielt in Berlin eine Sitzung ab und verhandelte über „paritätische Stellenbesetzung“.

Die Reichstagsabgeordneten Mumm und v. Keudell haben das Reichsschulgesetz von 1928/29 wieder beantragt.

Durch Einspruch der Demokratischen Landtagsfraktion in Preußen wurde die vom Zentrum schon zugestandene Besetzung des preußischen Kultusministeriums mit einem Dissidenten verhindert, statt dessen ein evangelischer Sozialdemokrat ernannt, der Vizepräsident des Provinzialschulkollegiums für Brandenburg Adolf Grimme.

In Köln hat sich unter dem Vorsitz von D. Carola Barth eine Vereinigung evangelischer Theologinnen gebildet mit der ausdrücklichen Absicht, das volle Pfarramt für die Theologin zu erreichen. Angestrebt wird die Fühlung mit den ausländischen Theologinnen, die teilweise diesem Ziel schon näher sind oder es bereits erreicht haben. Auskünfte und Anmeldungen bei Ina Gschlößl, Köln-Nippes, Turmstraße 6 III.

Präsident Kapler hat den deutschen Kirchenbehörden anheimgegeben, in das Kirchengebet eine Fürbitte für die Glaubensgenossen und die anderen Kirchen in Rußland einzufügen.

Reichspräsident, Reichsregierung und Reichstagspräsident lassen ihre parlamentarischen Bierabende ausfallen und überweisen die dafür ausgesetzten Summen wohltätigen Zwecken.

Der Volkswirtschaftliche Ausschuß des Reichstages hat mit 15 gegen 13 Stimmen die Einführung der Verhältniszahl (eine Gaststätte auf 400 Einwohner) bei der Prüfung der Bedürfnisfrage im Gastwirtsgewerbe angenommen.

Von den 3454 1928 in Deutschland gespielten Filmen waren 2505 Lehr-, Werbe- und Kulturfilme und nur 517 lange und 432 kurze Spielfilme.

Die Schaumburg-Lippische Landeskirche verhandelt mit der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Hannovers über kirchliche Verordnungen und Einrichtungen, Versorgung mit Hilfsgeistlichen und Pfarrern der Inneren Mission usw.

Der Regierungspräsident in Königsberg hat einen vom Hochschulring deutscher Art in der „dem Staate gehörigen“ Schloßkirche geplanten öffentlichen Gottesdienst, zu dem auch die anderen Jugendvereine eingeladen waren, verboten, trotzdem der Gottesdienst vom Schloßkirchenkollegium genehmigt war. ED 6

Zwischen dem Anhaltischen Staat und der Landeskirche ist ein Vergleich über die Zahlungen des Staats an die Kirche abgeschlossen, der aber noch der Zustimmung des Landtags und des Landeskirchentags bedarf. Danach zahlt der Staat vom 1. 4. 24 ab außer der bisherigen Rente von 280 000 Mark noch eine Rente von 20 000 Mark und die Beträge für die Witwengelder, die im laufenden Etat 210 000 Mark ausmachen. Die rückständigen Beträge werden in zinslosen Raten gezahlt. Der Vergleich bedeutet für den laufenden Haushalt eine Erhöhung der bisherigen Rente um 160 000 Mark.

Das oberste Landgericht als Revisionsinstanz in Bayern hat entschieden: wer sich in eine Gegend mit rein katholischer Bevölkerung begibt und sich in die Reihe der Zuschauer stellt, ist bei katholischen Prozessionen gehalten, das Mindestmaß von Rücksicht zu zeigen und den Hut abzunehmen. AELKZ 7

Der bayrische Landtag hat ein Gesetz angenommen, das die Schlachtung von Tieren ohne vorhergehende Betäubung verbietet. Bisher durfte das Schächten nur im Verhältnis zu der jüdischen Bevölkerung vorgenommen werden (1,6—2 %).

Der Gotteskasten hat in Bayern nur 769 Mitglieder; die Einnahmen 1928 betrugen 23 497 Mark.

Die Berufungen in die sächsische Landessynode durch den Landeskirchenausschuß im Einvernehmen mit dem Landeskonsistorium enthalten keinen Vertreter der Gemeinschaften, deren Vorsitzender früher der Landessynode angehörte. AELKZ 6

In Stuttgart haben Vorträge des Dr. Ludwig von Gerdtell gegen Luther Aufregung verursacht. Die evangelischen Pfarrer der Stadt haben dawider protestiert und jede Aussprache abgelehnt. Der Evangelische Volksbund, der Bund evangelischer Frauenvereine und die Arbeitsgemeinschaft der evangelischen Jugend haben sich diesem Protest angeschlossen und diese Absage gebilligt.

Professor Ude in Graz hat gegen das Redeverbot des Erzbischofs (CW 4) Berufung beim Papst eingelegt.

In der holländischen Hervormden Kerk waren am 1. Januar von 1650 Pfarrstellen noch 340 unbesetzt. RefKZ 6

Die Generalsynode der Niederländisch-reformierten Kirche lehnte den von einem Ausschuß ausgearbeiteten Entwurf einer neuen Kirchenordnung, der das presbyteriale und synodale Moment und das Bekenntnis der Kirche stärker betonte, mit 10 gegen 9 Stimmen ab. RefKZ 6

Die Theologiestudierenden der staatlichen und der freien Fakultäten haben sich in einer „Vereinigung theologischer Studenten" in Holland zusammen gefunden und geben gemeinsam ein Jaarboek voor het Protestantsch theologisch Onderwep heraus.

Auch der Zentralausschuß für den freien Protestantismus in Amsterdam hat Einspruch gegen die Absetzung von Lic. Knote erhoben. Zu lesen im Protestantenblatt 1930 Nr. 5.

Der frühere Professor der Theologie, dann Minister der öffentlichen Arbeiten, Slotemaker de Bruine hat eine Wahl zum Hilfsprediger in Wassenaer angenommen.

Im Schiedsgerichtsvertrag zwischen Spanien und Peru ist bestimmt, daß jede Streitfrage zwischen den beiden Mächten dem Schiedsgericht des Papstes oder eines von ihm ernannten Vertreters unterliegt.

Die allgemeine Kirchenversammlung der Anglikanischen Kirche hat einen vom Haus der Bischöfe eingebrachten Antrag angenommen, eine Kommission mit der Prüfung zu beauftragen, ob die Anglikanische Kirche unter den herrschenden Staatsgesetzen genug Bewegungsfreiheit habe, um ungestört durch Staat und Parlament Glaubensfragen autonom zu entscheiden. In den Reden der Bischöfe zu dem Antrag wurde ausdrücklich darauf hingewiesen, daß die Kommission auch die Möglichkeit und Notwendigkeit einer Trennung von Staat und Kirche prüfen müsse.

Ein Bantuneger Moseti wurde als erster Afrikaner von der Londoner Universität zum Lic. (Bachelor of Divinity) promoviert; er geht als Missionar der Londoner Mission nach seiner Heimat Betschuana in Südafrika.

Dem Evangelischen Gymnasium in Stanislau werden von der Regierung die Öffentlichkeitsrechte vorenthalten, solange nicht die gesetzlichen Bauten und Einrichtungen geschaffen sind. Die Versammlung der Freunde der Schule beschloß diese zu schaffen und zahlte sofort einen erheblichen Beitrag dafür.

Gegenüber den Religionsverfolgungen in Rußland haben der Rat des protestantischen Kirchenbundes in Frankreich, eine kirchliche Kundgebung im Reformationssaal in Genf, die Vereinigung evangelischer Freikirchen in Deutschland, die Schwedische Pfarrerversammlung und die Synode von Canterbury in Erklärungen und Aufrufen protestiert. Der Papst hat in einem Schreiben an den Generalvikar von Rom Kardinal Pompili in den schärfsten Ausdrücken die Verfolgung der christlichen Kirche in Rußland beleuchtet und erklärt, daß er am Tage des heiligen Joseph (19. 3.) im Petersdom am Grabe der Apostelfürsten eine Sühnemesse lesen werde, bei der alle Heiligen um Rettung in einer so großen Not angefleht werden; die katholische Kirche der ganzen Welt solle sich an diesem Sühnegottesdienste beteiligen. (DEKA s. o.) WB meldet, in den drei evangelischen Kirchen Leningrads finde der Gottesdienst regelmäßig statt und Bischof Malmgren übe ungehindert seine Dienstobliegenheiten aus. Metropolit Sergius von Moskau protestierte in zwei Kundgebungen gegen Rom und Canterbury*).

Von den Hymnen an die Kirche der Gertrud von le Fort sind etliche durch Arthur Piechler vertont worden. Die Uraufführung seines Oratoriums Sursum corda fand in der Singakademie zu Wien statt. Hochl. Febr.

Von Personen. Habilitiert: Lic. Karl Elliger für AT in Münster. Ernannt: Lic. Joh. W. Schmidt-Japing in Bonn zum a. o. für Sozialethik; D. Adolf Köberle zum a. o. für Systematik in Basel; Pfarrer Lic. Hermann Schafft in Kassel zum Professor der Religionspädagogik an der Pädagogischen Akademie in Kassel; Bezirksjugendpfleger Pfarrer Will Bölger zum Professor der Religionspädagogik an der Pädagogischen Akademie Stettin. Berufen: Pfarrer Dr. Hans Hofer in Nördlingen zum Leiter des Leipziger Missionsseminars, Professor Arthur Weser in Heidelberg zum Leiter des deutschen Palästinainstituts für Altertumsforschung in Jerusalem, Professor Kalman Kalay zum Direktor des Predigerseminars in Debrecen. Gewählt: Professor D. Heussi in Jena zum Rektor. Der Ehrensekretär des Weltbundes für Freundschaftsarbeit der Kirchen Willoughby Dickinson wurde Pair. Gestorben: in Liptau St. Nikolaus der Bischof der Evangelischen Kirche A. B. in der Slowakei Georg Janoska; in Rom Schriftsteller Alphons Viktor Müller; in Belgrad der deutsche Gesandte Dr. Adolf Köster (er löste einst als Marburger Student, zugleich mit Bornhausen, die Preisaufgabe der theologischen Fakultät; als Buch erschienen 1907: „Die Ethik Pascals"). E St

*) Man kann nur vorsichtig sein gegen alle Nachrichten über Rußland. Das Reich ist groß, und die Berichte fließen aus Quellen, die einander bitter feind sind. Auch wo Einzelheiten stimmen, wollen sie in einen Zusammenhang gestellt sein, den wir nicht überschauen. Von einer allgemeinen „Christenverfolgung" kann nicht die Rede sein. Aber das Gesetz vom 8. April 1929 hat viel Schweres mit sich gebracht. Man muß über Rußland Bücher lesen. — Lesenswert auch Ragaz, Neue Wege, Febr. D H

Verschiedenes

Die Heimvolkshochschule Habertshof eröffnet am 27. April einen Lehrgang, der bis 16. Juli dauert: Sozialpolitik, Sozialethik, Pädagogik, Kunst. Die Besprechungen werden geleitet von Bernstein, Große, Völger, Uhlig, Suzanne und Emil Blum. Gymnastik, Singen usw. Alles eingeschlossen 210 M.; Ermäßigung in begründeten Fällen. 50 % Fahrpreisermäßigung. Näheres durch die Geschäftsstelle: Habertshof bei Elm, Kr. Schlüchtern.

Das Seminar für Fürsorgewesen und Sozialpädagogik an der Universität Frankfurt a. M. veranstaltet Ende April seinen zwölften Lehrgang. Einführung in das gesamte Gebiet der Jugendfürsorge. Dauer 1 Jahr. Leitung: Professor Dr. Klumker und Dr. jur. Reiß. Vorbedingung die Befähigung zu selbständiger wissenschaftlicher Arbeit. Meldungen bis spätestens 1. April: Lebenslauf. Auskunft: das Seminar (wie oben), Kettenhofweg 130.

Eben vor Schluß der Redaktion geht folgende Anzeige ein, die unsre Anmerkung auf voriger Spalte unterstreicht:

Das Experiment des Bolschewismus. Von Arthur Feiler. Frankfurter Societäts-Druckerei 1929. 270 S. 5, geb. 6.50 M.

Je länger man sich mit den russischen Dingen beschäftigt, desto deutlicher sieht man eines: ihre Undurchsichtigkeit. Ja man darf mit Sicherheit sagen, daß diese Undurchsichtigkeit das einzige Ergebnis in dieser Materie sein kann, das sicher ist. Und wenn es einem gar noch beschert war, auch nur für einen Moment dem diabolischen Spiel des politischen Triebes hinter die kunstvoll rangierten Kulissen zu schauen, der ringt einigermaßen verzweifelt die Hände bei den Protest-Reden und -Gebeten westlicher Kirchenmänner zum Schutze der Religion im Osten, die nicht merken, wie sie Baal am Kragen führt, um Beelzebul auszutreiben. Aber hier hat eben wirklich der Diabolus seine Hände im Spiel, und dem ist's niemals zu beweisen, der ist niemals zu fassen, er faßt nur immer uns. Und wie faßt er uns, wie führt er uns am Kragen, wenn wir unkundig der Dinge in seine Ränke und Künste einzugreifen meinen! Unkundig! Wer von uns im Westen ist da kundig! Kann es wagen da zu urteilen, wo die Weisheit der Wissendsten das Wissen ihres Nichtwissens ist!

Die Russische Frage gilt es zu studieren. Nur wer dieses Studium Jahre hindurch aufbringt, darf hoffen, seine Instinkte in die Richtung der Wahrheit hineinreifen zu sehen. Hier ist Feilers Buch zu lesen. Es gibt nicht die übliche geistreiche Impression. Es gibt den Sachbericht, Material, Data, Statistik. Diese Data sind wie die Chiffren eines Geheimcodex. Es mag immerhin gefragt werden, ob er den richtigen Schlüssel dazu gefunden hat. Aber wer will behaupten, daß er selbst ihn gefunden habe? Was die Hauptsache ist, Feiler bringt zunächst einmal die Chiffren herbei, die schließlich eben fest stehen. Man lese nach, was bei ihm über den „Fünfjahresplan" zu lernen ist. Oder über den Agrarkommunismus: Etwa „Formen der Kollektivisierung" oder „die Riesenkommunen" oder der „Staat als Getreidefabrikant" oder die „Agrarfabrik". Es sind Vorgänge von einer phantastischen Kühnheit des Ausmaßes. Niemand weiß, ob gelingt oder mißlingt, was hier in einer letzten Titanie gewagt wird. Aber man bleibt zunächst einmal stille stehen und prüft, ob man seinen Augen traue, und was es für eine Welt sei, in der solches geschehe. Und warum es geschehen könne und müsse. Denn auch das schließt der Leser wieder aus diesem Buch, daß es eine Welt sei, in der diese Dinge geschehen, daß hier an seinem eigenen Schicksal experimentiert werde, und daß unter der Oberfläche der Erde gemeinsame und zugleich allen verborgene Geschicke keimen.

Schwabendorf Paul Schütz

Versammlungskalender

3.—5. März Studientagung zur Judenfrage Stuttgart
6.—9. März Christengemeinschaft Breslau
3.—9. April Soziallehrgang für Studierende Johannesstift Spandau
22.—25. April Bund für Gegenwartchristentum Jena
24. April Religionspädagogische Konferenz Bielefeld
24.—25. April Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen Erfurt
24.—27. April Evangelischer Reichselterntag Bielefeld
27. April bis 16. Juli Sozialpolitischer Lehrgang Habertshof
10.—12. Juni Evangelisch-Sozialer Kongreß Breslau
11.—13. Juni Bund für Gegenwartchristentum Augustusburg
23.—25. Juni Deutscher Alkoholgegnertag Dresden
25. Juni Gedenkfeier der Augsburgischen Confession Augsburg
26.—30. Juni Deutscher Evangelischer Kirchentag Nürnberg
7.—10. September Deutscher Protestantentag Kaiserslautern
8.—27. September Laienführerkursus Comeniushaus Spandau
10.—14. September Evangelischer Bund Koburg
14.—18. September Gustav dolf-Verein Stuttgart
22.—25. September Lutherisches Einigungswerk Augsburg
6. Oktober Freunde der Christlichen Welt Basel

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

NEUERSCHEINUNGEN

Hebräische Grammatik. Mit Benutzung der von E. KAUTZSCH bearb. 28. Aufl. von WILHELM GESENIUS' hebr. Grammatik verfaßt von Prof. Dr. G. BERGSTRÄSSER, München. 2. Teil: Verbum. RM 11.—

Ergebnisse der Sinai-Expedition 1927 der hebr. Universität Jerusalem. Herausg. von Dr. FRIEDRICH SIMON BODENHEIMER und Dr. OSKAR THEODOR, beide in Jerusalem. RM 12.—

Hippolytus' Werke IV: Die Chronik. Hergestellt von ADOLF BAUER (†), durchges. u. herausg. im Auftrage der Kirchenväter-Kommission der Preußischen Akademie der Wissenschaften von Professor Dr. RUDOLF HELM, Rostock. Nebst einem Beitrag von J. Markwart. RM 33.—; geb. RM 39.—
Die Griechischen-Christlichen Schriftsteller der ersten 3 Jahrhunderte. Band 36.

Mission und Theologie. Eine Untersuchung über den Missionsgedanken in der systematischen Theologie seit Schleiermacher. Von Dr. theol. OTTO KÜBLER, Kirchheim und Teck. RM 14.—
Missionswissenschaftliche Forschungen, herausgegeben von der Deutschen Gesellschaft für Missionswissenschaft durch CARL MIRBT (†). 7. Heft.

Römer 7 und die Bekehrung des Paulus. Von Dr. theol. WERNER GEORG KÜMMEL, Heidelberg. RM 11.—; geb. RM 13.50
Untersuchungen zum Neuen Testament. Heft 17.

Theophilus von Antiochien adversus Marcionem und die anderen theologischen Quellen des Irenaeus. Von Professor D. Dr. FRIEDRICH LOOFS (†), Halle a. S. brosch. RM 35.—
Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Literatur. Band 46, Heft 2.

JHC

Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig C 1

Die Saga eines Frauenlebens!

HILDUR DIXELIUS / SARA ALELIA

Roman. Berechtigte Uebertragung aus dem Schwedischen.

512 Seiten. 8°. Geheftet M 6.—, Leinen M 8.50

„Man liest diesen Roman mit reiner Freude. Ich bekenne gern, daß ich noch selten ein so edles, so innig und wahrhaft evangelisch frommes Buch gelesen habe. Hildur Dixelius ist mit ihm etwas Großes gelungen. Man sagt kaum zuviel, wenn man den Roman als eine klassische Darstellung des lutherischen Lebenstypus empfindet, denn es zeigt uns, wie sich Menschen durch viel Not und auch durch eigene Sünde den Weg durchs Leben bahnen, daß sie sich auf die Gnade Gottes stellen und vom Worte Gottes leben. Das Buch ist es wert, in der gebildeten evangelischen Familie eine Heimstätte zu finden." D. Lauerer in der „Neuendettelsauer Chronik"

„Das ist ein ganz erstaunliches Buch und ich stehe nicht an, es neben die Werke der Undset zu setzen, ja in mancher Hinsicht sogar darüber. Sara Alelia, ihr Sohn und ihr Enkel sind die Träger der Handlung und werden uns gezeigt — irrend, leidend, handelnd... In großen, strengen Linien werden diese drei Menschen und ihre Umgebung gezeichnet: karge nordische Landschaft, viel Mühe und Arbeit... Ich habe das Buch in einem Zug und mit großer Freude gelesen und es als eine Lebensbereicherung empfunden." Helene Christaller

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung München

Zu Ostern der neue Wittig!

Im März erscheint als der Gesamtausgabe sechstes Buch:

Joseph Wittig
Aussichten und Wege

Erstes bis sechstes Tausend
Ganzleinen sieben Mark
in Halbleder zehn Mark

Wie wir es von Joseph Wittig gewohnt sind, schenkt uns auch der neue Geschichtenband dieses begnadeten Mannes Stunden stiller Einkehr, frohen Genießens und reichen inneren Gewinns. All seine Geschichten sind Lebensgeschichte. Wer mit ihm auf seinen Wegen wandelt, kommt nicht als derselbe zurück. Und alle diese Wege führen zu Gott, nicht wie er als Jenseitiger gedacht wird, sondern wie er als Diesseitiger auf Erden in den Menschen und den Dingen wirksam ist. Diesem Gottesforscher ist die kostbare Gabe zuteil geworden, in und hinter den Dingen, auch den unscheinbarsten, das Wesentliche und Beglückende zu sehen. Aus der Seele des Volkes geboren, drängt auch dieses, wie alle seine Bücher, wieder zur Seele des Volkes hin. Dem schlichtesten Gemüt schenkt es seinen Reichtum, enthält andererseits aber in Fortführung der Kerngedanken des „Höregott" Abschnitte, die das gesamte geistige Leben vor Entscheidungen stellen.

Hier ist das Ostergeschenk, das Sie suchen!

LEOPOLD KLOTZ VERLAG
GOTHA

FÜR KONFIRMANDEN

Die mich frühe suchen. Aufrechter Männer Weg und Ziel, von **Paul Dorsch.** Dieses neue Lebensbuch enthält eine fesselnde Darstellung von Persönlichkeiten, die schon frühe Gemeinschaft mit Gott fanden: Zinzendorf — Zeppelin — Stanley — Washington — Prinz Eugen — Sadhu Sundar Singh — Albert Schweitzer und viele andere. 286 Seiten schön in Leinen nur **Rm. 4.—**

FÜR THEOLOGEN

Die Mission auf der Kanzel. Ein missionshomiletisches Hilfsbuch von **Joh. Hesse,** zeitgemäß bearbeitet von **G. Hermelink** und **A. Rösler.** Das inhaltreiche Werk enthält eine Fülle von biblischen Texten zu Missionsvorträgen — 140 Predigtentwürfe — Missionsliturgien — eine reiche Sammlung Missionsgeschichten aus der neuesten Literatur. Probebogen kostenlos. 446 Seiten Großoktav in starkem Leinenband **Rm. 7.50**

FÜR DIE ANDACHT

Bei Dir ist die Quelle des Lebens. Hausandachten auf alle Tage des Jahres, aus den „geistlichen Erquickstunden" **Heinrich Müllers,** neu dargeboten. Eine urwüchsige Sprache, die sich direkt an den Leser wendet, tiefgründige Gedanken, die das ganze Leben umspannen, sind das Charakteristische dieses einst berühmten Buches. Andachten, die man nicht flüchtig lesen kann, voll Kraft und Weisheit. Probebogen kostenlos. 375 Seiten in dauerhaftem Leinenband **Rm. 5.—**

CALWER VEREINSBUCHHANDLUNG STUTTGART

ZUR KONFIRMATION

Ein tapfers Herze

Ein Buch für junge Menschen, von Jugendpfarrer Walther Baudert 240 Seiten mit 8 großen Schiestl-Bildern, in Geschenkausstattung. In blau Leinen Rm. 6.50

Der Zwiespruch: Es gibt keine Not, keine Frage der Jugend, die Baudert nicht sinn- und glaubensvoll beantwortete. Lebenserneuerung, die geschlechtliche Not, das Forschen nach Woher und Wohin des Daseins usw.; jede messerscharfe Frage wird beherzt angefaßt. Baudert kämpft nicht „gegen", er tritt ein „für"; als Aufrüttelnder, Zwiespruche-Führer, Wegweisender.

Neue Bücherprospekte kostenlos **D. Gundert Verlag Stuttgart**

Haus der Christlichen Welt
Friedrichroda i. Thür., Schreibersweg 6
Am 1. März wieder eröffnet!

Schönste stille Lage unmittelbar am Walde. Behaglich eingerichtete Zimmer. Gute Verpflegung. Auf Wunsch vegetarische oder diätetische Küche. Geistige und gesellige Gemeinschaft ohne jeden Zwang. Für alle Freunde und Gesinnungsgenossen geeignetster Aufenthalt.

Anfragen an die Hausmutter Frau Blume. Fernsprecher 270.

Kultur des Hauses

zu pflegen, ist jeder gebildete Mensch bestrebt. Freunde der Tonkunst werden sich mit Vorliebe der guten Musik widmen. Anderen bereiten schöne Dichtungen Stunden reinsten Genusses. Wieder andere wollen die Heimat oder auch fremde Länder durch gute Reisebeschreibungen kennenlernen oder suchen psychologische Probleme in guten Romanen. — Jeder pflegt auf seine Weise Kultur, und allen geben „Westermanns Monatshefte" die reichste und vielseitigste Anregung für nur M. 2,— monatlich.

Bei Einsendung von 30 Pf. für Porto sendet Ihnen der Verlag von Westermanns Monatsheften, Braunschweig, ein Probeheft mit 50 bis 60 bunten und einfarbigen Bildern, etwa 6 Kunstblättern u. einer Probekarte von Westermanns Monatsheft-Atlas kostenlos

Evangelischer Diakonieverein E. V.
Berlin-Zehlendorf, Glockenstr. 8
(2000 Schwestern, 300 Arbeitsfelder)

Unentgeltliche theoretische und praktische Ausbildung für evang. junge Mädchen und alleinstehende Frauen in der allgemeinen Krankenpflege, Wirtschaft, sozialen Erziehungsarbeit, Kinderkrankenpflege, Säuglingspflege. Wochenpflege und Geburtshilfe — mit und ohne staatliche Prüfung — in den Vereins-Ausbildungsstätten zu Bernburg (Anhalt), Bielefeld, Danzig, Delmenhorst, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Frankfurt a. M., Lauchhammer i. S., Magdeburg, Merseburg, Osnabrück, Potsdam, Ratingen und Stettin. — Ohne Verpflichtung für die Zukunft. — Taschengeld und Stellung der Schülerinnen-Arbeitstracht. Bei Anstellung zeitgemäße Besoldung und zeitgemäßes Ruhegehalt für Alter und Invalidität. — Voraussetzung: Höhere Schulbildung, Eintrittsalter 18—30 Jahre.

Prospekt und nähere Auskunft durch den **Ev. Diakonieverein.**

EISU- Stahl- u. Holz- **Betten**
Schlafzimmer, Kinderbett., Polster, Stahlmatratzen, Chaiselong. a. Private. Ratenzl. Katal. fr. **Eisenmöbelfabrik Suhl (Thür.)**

Einem gebildeten jungen **Mädchen,** nicht unter 18 Jahren, ist Gelegenheit geboten in unserem Haus unter meiner persönlichen Anleitung ernsthaft arbeitend, sich zu vervollkommnen in Küche und Haus, Waschküche und Garten. Nähtenntnisse erwünscht. Dienstmädchen vorhanden. Schlicht um schlicht. Voller Familienanschluß selbstverständlich. Eintritt womöglich Mitte März. Anerbieten mit Bild von solchen, die mindestens ein Jahr bleiben wollen, erbittet

Frau Stadtpfarrer **Voelter**
Stuttgart-Zuffenhausen.

Die Prosaschule
von Dr. Broder Christiansen
(Leinenband 12.— M.) gibt feines Stilgefühl und leichte Feder.
Felsen-Verlag, Buchenbach i. Br.

Zu verkaufen: **Christliche Welt** 1898—1908 halbl. geb. RM. 15.—. **Preuß. Jahrbücher** 1903—08, 25 Vierteljahrsb. halbl., 1909—14 in Monatsheft. RM. 30.—. **Die Zeit** (Naumann) 1902 und 1903, 4 Halbjahrsb. Origlbd. Angebote an den Verlag der Christl. Welt.

RGG. (Die Religion in Geschichte und Gegenwart) 5 Bde. für 90.— statt 180.— RM., gut erhalten, gibt ab Dr. **Heering, Halle a. S.,** Kronprinzenstraße 34.

Aus dem Nachlaß meines Mannes möchte ich folgende Jahrgänge der **Christlichen Welt** gern verkaufen: Nr. 4—20 (1890—1906). Dieselben sind gebunden, teils im Originalband, und alle sehr gut erhalten.

Außerdem sind noch 1913 u. 1917 ungebunden vorhanden.

Frau Pastor **Heyn**
Stralsund, Franz Messelstr. 7.

Ist die Ware gut, dann sage es weiter, ist sie nicht gut, sende sie zurück.

Garantiert naturreiner **ungemischter**
Schleuder-Blüten-Bienen-Honig
goldklar, 10 Pfd.-Eimer Rm. 12.50, 5 Pfd.-Eimer 6.75 per Nachnahme frei Haus. Gar. Zurücknahme.
J. Tillmanns, Amelinghausen, Lüneburger Heide 88.

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Halte-gebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23 183. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12 267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 15. März

Dieser Nummer liegen Prospekte folgender Verlage bei: **G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin; Adolf Klein Verlag, Leipzig** und **Paul Müller Verlag, München.** Um Beachtung wird gebeten.